Der Schatten von Ashlydyat.

Sechster Band.

Der Schatten von Ashlydyat.

Roman

von

Frau Henry Wood,

Verfasserin von „East Lynne, „Die Channings“ ꝛc.

Aus dem Englischen

von

A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

Sechster Band.

Leipzig,

Voigt & Günther.

1864.

Erstes Kapitel.

In der alten Eingangshalle von Ashlydyat, wovon der Leser so viel gehört, saß Thomas Godolphin. Ein Krankenstuhl war hierher geschoben worden, und Thomas saß in demselben zurückgelehnt und wärmte sich in der Nachmittagssonne des Spätherbstes.

Ein warmer, sonniger Herbst war es gewesen, ein echter Eté de St. Martin.

Thomas fühlte sich wunderbar wohl, ja, bis auf das ihn nie verlassende Gefühl von Schwäche, beinahe völlig wohl. Die Anstrengung am vorigen Tage, Cecily's Vermählungstage, hatte keine bleibenden Wirkungen zurückgelassen, und hätte er seinen hoffnungslosen Zustand nicht so vollkommen genau gekannt, so hätte er sich diesen Nachmittag einbilden können, er sei auf dem Wege, wieder ganz gesund zu werden.

Sein Aussehen widersprach aber einer solchen Annahme vollständig. Sein Antlitz war todtenbleich, und der Schatten des Todes schien bereits darauf zu ruhen; dennoch aber sprach unnennbarer Friede aus allen Zügen — das Toben des Sturmes war vorüber.

Die weißen Mauern von Lady Godolphin's Folly schimmerten in der Ferne. Der dunkelblaue Himmel schaute durch die Aeste der immer kahler werdenden Bäume, und die warmen Strahlen der Sonne fielen auf Thomas Godolphin.

In seiner Hand hielt er ein Buch, aus welchem schon Tausende in diesen und ähnlichen Umständen Muth und Trost geschöpft haben. „Gott ist die Liebe.“ Thomas las in diesem Augenblicke von der großen Liebe Gottes gegen die, welche, wie er gethan, bestrebt sind, seine Wege zu wandeln. Er blickte auf und wiederholte den Spruch: „Er liebt sie im Tode und wird sie lieben in aller Zeit und Ewigkeit.“

In diesem Augenblicke gewahrte er Margery, welche sich ihm näherte.

Thomas machte sein Buch zu und streckte ihr die Hand entgegen.

„Meine Herrin sagte mir, Sie hätten mir gestern Lebewohl zu sagen gewünscht, Mr. Thomas. Unglücklicherweise war ich gerade ausgegangen. Ich hatte Meta's Schuhe zum Ausbessern fortgetragen — sie zerreißt ein Paar nach dem andern. Aber Sie werden uns doch noch nicht verlassen wollen, Sir?“

„Wie bald es geschieht, weiß ich nicht, Margery; sehr lange kann es nicht mehr dauern. Setzt Euch!“

Sie blieb jedoch stehen, sah ihn an und ließ die Bank, auf welche er gezeigt, unbeachtet. So stand sie mit trauriger Miene und zusammengepreßten Lippen da. Ihr Auge war ein vielerfahrenes und es war leicht möglich, daß sie den Schatten sah, welcher sich auf sein Antlitz herabgesenkt.

„Sie werden dann meinen alten Herrn und meine alte Herrin wiedersehen, Sir", hob sie an, während sie sich mit der Hand über die feuchten Augen fuhr. „Wissen Sie es noch, Mr. Thomas? Meine arme Herrin saß an demselben Tage, wo sie starb, hier in dieser Vorhalle."

„Ich weiß es noch recht wohl, Margery. Gott sei Dank, ich sterbe ruhig, wie meine Mutter starb."

„Und welch ein Segen ist es, wenn der Mensch froh und mit ruhigem Gewissen sterben kann!" rief Margery. „Ich möchte wissen, wie es mit Mr. Georg aussähe, wenn er an Ihrer Statt abgerufen werden sollte."

Es lag ein bedeutender Grad von Bitterkeit, um nicht zu sagen Verachtung, in dieser Bemerkung, die eigentlich der Zeit und dem Orte nicht recht angemessen war. Der gute Thomas Godolphin that, als hätte er die Worte nicht recht verstanden, und nahm Margery's Hände in die seinen.

„Nie hätte ich geglaubt, daß ich einmal als Euer Schuldner sterben würde, Margery", sagte er in bewegtem Tone. „Es war stets meine Absicht, Euch eine Rente auszusetzen, welche Euch in Euren alten Tagen vor Mangel schützen sollte. Das Schicksal hat es anders gewollt. Meine Schwester Janet wird Euch nach und nach wiederersetzen, was Ihr in der Bank verloren, und solange Ihr lebt, gern bereit sein, Euch ein gastliches Obdach zu gewähren. Sie hat allerdings selbst nicht viel, aber —"

„Sorgen Sie sich doch nicht um mich, Mr. Thomas", unterbrach ihn Margery. „Ich werde mich schon durchschlagen. Zum Arbeiten bin ich noch jung genug. Verhungern werde ich wenigstens nicht. Ach, die Welt ist weiter nichts als ein Jammerthal!" setzte sie mit einem

lauten Seufzer hinzu. „Sie werden dies selbst finden, Sir, und glücklich sind alle zu preisen, die dies vor ihrem Abscheiden einsehen gelernt haben."

„Für mich hat alles Leid und Ungemach nun sein Ende erreicht", sagte Thomas, während ein sanftes Lächeln seine bleichen, abgezehrten Züge verklärte.

„Das wollen wir hoffen, Sir", entgegnete Margery. „Sie haben aber stets für Andere gesorgt und gedacht, und solche Herzen leiden in der Regel am längsten und fühlen es am tiefsten. Wenn man nicht so zu sagen schon mit der Muttermilch die große Wahrheit in sich aufnähme, daß alles, was Gott thut, zu unserm Besten ist, so könnte man sich versucht fühlen, zu fragen, warum er Ihnen ein so schweres Schicksal beschieden. Sie haben in dieser Welt viel zu ertragen gehabt, Mr. Thomas."

„Ich stehe nun an der Schwelle einer bessern, Margery", entgegnete er ruhig, „einer Welt, in welche Kummer und Leiden nicht eindringen können."

Margery setzte sich nun endlich auf die Bank und plauderte noch eine Weile mit ihm. Sie sprachen von alten Zeiten, von Thomas' Mutter, von deren Krankheit und Tod, von längst entschwundenen Ereignissen der Vergangenheit, freudigen sowohl als schmerzlichen — einer Vergangenheit, welche, wenn sie in die Erinnerung zurückgerufen wird, für uns alle einen Zauber zu haben scheint, der ihr als Gegenwart gänzlich fremd war.

Endlich erhob sich Margery, um sich wieder zu entfernen, während sie die Aufforderung, in das Haus zu treten und die Damen zu begrüßen, ablehnte, und Thomas sagte ihr sein letztes Lebewohl.

„Meine selige Herrin sah, wie ich mich ganz deutlich erinnere, während ihrer Krankheit einigemal ebenso bleich und kraftlos aus wie er“, dachte sie unterwegs bei sich selbst. „Bei ihm scheint diese Blässe aber wirklich ein Vorläufer des Todes zu sein. Ich hätte große Lust, den alten Snow zu fragen, was er denkt. Wenn meine Vermuthung gegründet ist, so muß Mr. Georg hertelegraphirt werden, denn er ist und bleibt doch immer der Bruder.“

Margery lenkte ihre Schritte unmittelbar nach dem Hause des Arztes. Dieser war ausgegangen, sein Laufbursche war aber da, um Nachfragen zu beantworten, und vertrieb sich die Zeit damit, daß er auf dem Kopfe stand.

„Was ist mir denn das?“ rief Margery in streng verweisendem Tone. „Vertrittst Du die Stelle Deines Herrn auf diese Weise? Wo ist er denn?“

Der Bursche hatte sich erschrocken in seine natürliche Stellung geworfen und war froh, als er sah, daß die Störung seines stillen Vergnügens blos von Margery ausging.

„Im Hemde!“ rief er unverschämt.

„Warte, ich werde Dir Manieren lehren!“ rief Margery. „Gleich sage mir, wo Dein Herr ist.“

„Nun, wenn er nicht hier ist, so ist er wo anders“, entgegnete das kecke Bürschchen. „Hier hat er sich den ganzen Tag nicht sehen lassen.“

Margery versetzte dem frechen Buben eine tüchtige Ohrfeige, um ihm ein Andenken an ihren Besuch zu hinterlassen, und ging ihres Weges.

Sie war noch nicht weit gekommen, als sie plötzlich Mr. Snow begegnete. Er kam eilfertig daher und wäre

an Margery vorbeigerannt, wenn sie ihn nicht aufgehalten hätte.

„Nun, Sie laufen ja, als ob Sie gehetzt würden!" rief sie in ihrer polternden Weise. „Haben Sie nicht einen Augenblick Zeit, Sir?"

„Ich war einige Meilen auf der Eisenbahn gefahren und bin nicht zur rechten Zeit zurückgekommen. Der Zug hatte sich um zwanzig Minuten verspätet. Was gibt es, Margery?"

„Ich wollte blos Ihre Meinung über Mr. Thomas Godolphin wissen, Sir. Ich war eben bei ihm und sein Aussehen gefällt mir durchaus nicht."

„Ist es denn schlimmer als gewöhnlich?"

„Wenn ich mich nicht irre, so sieht er jetzt, wie er noch nie gesehen, wie der Mensch blos einmal in seinem Leben aussehen kann, nämlich unmittelbar vor seinem Tode", entgegnete Margery. „Wann werden Sie zu ihm kommen, Sir?"

„Womöglich heute Abend; nicht etwa, als ob sich noch etwas für ihn thun ließe — dies wissen wir alle nur zu gut."

„Jetzt, da uns gerade Niemand hört, möchte ich auch noch eine andere Frage an Sie richten", hob Margery wieder an. „Sagen Sie aufrichtig, was meinen Sie zu dem Zustande meiner Herrin?"

„Das weiß ich selbst nicht. Ich habe mir noch keine bestimmte Meinung über diesen Punkt gebildet", entgegnete Mr. Snow, der sich in der Regel zu sehr von seinem Gefühl bestimmen ließ, um etwas Anderes als die Wahrheit zu sagen. „Manchmal glaube ich, Eure Herrin werde diese

Schwäche überwinden und wieder gesund werden, manchmal dagegen fühle ich mich versucht, etwas ganz Anderes zu glauben. Nehmt sie nur so viel als möglich in Acht und pflegt sie aufs sorgfältigste."

Mit diesen Worten brach Mr. Snow das Gespräch ab und eilte davon.

Margery setzte ihren Weg weiter fort und kam an der Straße vorbei, welche nach dem Bahnhof führte.

Sie warf einen Blick auf die eben angekommenen Reisenden, welche sich auf ihrem Wege nach der Stadt etwas mehr Zeit nahmen als Mr. Snow, und erkannte in dem letzten derselben ihren Herrn, Mr. Georg Godolphin.

Margery blieb stehen, rieb sich die Augen und fragte sich beinahe, ob sie nicht träume. So eben noch war sie mit der Frage beschäftigt gewesen, ob sie nach ihm telegraphiren lassen solle oder nicht, und nun stand er auf einmal leibhaftig vor ihr, der heitere, lebenslustige, schöne Georg mit seinem stets distinguirten Aeußern, seiner anmuthigen Haltung, seinem freundlichen Gesicht und seinem gewinnenden Lächeln.

Letzteres galt Margery. In seiner Hand trug er einen kleinen geflochtenen Korb, dessen vorspringender Deckel mit feinem Pflanzenpapier überzogen war.

Hätte Margery nicht gerade jetzt an ihn gedacht, so würde sie durch seinen Anblick nicht sehr überrascht worden sein, denn seine Besuche in Priors Ash waren gewöhnlich unvermuthete und unerwartete.

Sie ging sofort auf ihn zu und sagte ihm, daß sie eben mit sich zu Rathe gegangen sei, ob sie ihm wegen des Zu=

standes seines Bruders eine telegraphische Depesche zusenden solle.

„Geht es denn schlimmer mit ihm?“ fragte Georg eifrig.

„Wenn jemals in einem Gesicht der Tod geschrieben gestanden, so ist es bei ihm der Fall“, entgegnete Margery.

Georg überlegte einen Augenblick.

„Dann will ich mich auch ohne Zeitverlust nach Ashlydyat begeben“, sagte er, indem er sich wieder umdrehte, nachdem er vorher Margery den Korb übergeben.

„Gebt das da Eurer Herrin, Margery“, sagte er. „Wie befindet sie sich?“

„Auch nicht zum Besten“, entgegnete Margery in einem Tone und mit einem Nachdruck, welcher Georg's Argwohn hätte erwecken müssen, wenn er überhaupt bis jetzt Befürchtungen in Bezug auf den Zustand seiner Gattin gehegt hätte. Dies war aber nicht der Fall. „Ich wollte, ich sähe sie erst wieder ein wenig heiterer, dann würde wohl auch die Gesundheit wiederkehren“, setzte Margery hinzu.

„Sagt ihr, daß ich bald bei ihr sein werde“, sagte Georg Godolphin und lenkte seine Schritte nach Ashlydyat.

Es ist möglich, daß er nicht die Fähigkeit besaß, die verschiedenen Andeutungen zu unterscheiden, welche in einem Menschenantlitz zu lesen stehen, oder es konnte auch sein, daß der Umstand, daß er seinen Bruder in der Vorhalle sitzend fand, seine Befürchtungen beschwichtigte, kurz, Georg sah keinen Grund, die von Margery ausgesprochenen bangen Erwartungen zu theilen. Sie war nicht in nähere

Einzelheiten eingegangen und Georg hatte sich seinen Bruder im Bett liegend gedacht. Als er ihn daher vor der Thür sitzen und ruhig in einem Buche lesen sah, fühlte er sich gewissermaßen wieder beruhigt.

Hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die abgezehrte Gestalt und der seltsame Ausdruck des bleichen Gesichts, als sich dasselbe zu dem seinen emporrichtete, nicht einen erschütternden Eindruck auf ihn gemacht hätten.

Einige Minuten lang ließen die Brüder ihre Hände schweigend in einander ruhen. Der großmüthige Thomas hatte, seitdem das Concursverfahren beendet war, nie wieder ein Wort darüber oder über seinen unglücklichen Gemüthszustand zu Georg geäußert.

„Ich freue mich, Dich zu sehen, Georg", sagte er. „Ich habe mich den ganzen Tag schon nach Dir gesehnt. Du kommst wie gerufen."

„Margery schickt mich her. Ich begegnete ihr, als ich vom Bahnhofe kam."

Thomas Godolphin hatte gemeint, daß ein höherer Wille als der Margery's in diesem Augenblick seinen Bruder hierher gesendet, doch sprach er sich nicht näher darüber aus.

„Du kommst wie gerufen", sagte er nochmals. „Georg, ich glaube, mein Ende steht nahe bevor."

„Aber es scheint ja besser mit Dir zu gehen?" entgegnete Georg, seinen ersten Gedanken Worte leihend. „Wenn es nicht besser mit Dir ginge, so säßest Du doch wahrscheinlich nicht hier."

„Weißt Du nicht mehr, Georg, daß unsere Mutter am Nachmittag des Tages, wo sie starb, auch hier saß? Ich

empfand heute den dringenden Wunsch, ein wenig frische Luft zu athmen, aber erst nachdem man meinen Stuhl herausgetragen und mich in denselben gesetzt, dachte ich an unsere Mutter. Es ist dies nach meiner Ansicht ein merkwürdiges Zusammentreffen, fast eine Vorbedeutung. Margery entsann sich des Umstandes auch und sprach davon."

Die Worte erweckten in Georg ein seltsames Gefühl von Furcht.

„Hast Du viel Schmerzen, Thomas?" fragte er.

„Nein, nicht viel, und namentlich von jenen qualvollen Anwandlungen, die ich früher hatte, bin ich jetzt ganz verschont geblieben. Mit unserer Mutter war es gerade so."

Konnte Georg Godolphin sich des Gefühls bitterer Zerknirschung erwehren, welche sich jetzt seiner bemächtigte? Er wäre kein Mann und kein Mensch gewesen, wenn er es gekonnt hätte.

Vielleicht waren die Selbstvorwürfe über sein Verhalten niemals so in ihm erwacht wie in diesem Augenblick. Bei all seinen Fehlern und seinem Leichtsinn liebte er doch seinen Bruder innig, und es kam ihm jetzt vor, als sei er es, der dieses Haar gebleicht, der dieses schon tief gebeugte Herz gebrochen und es nun in ein frühzeitiges Grab bettete.

„Ja, ich bin schuld", sagte er in seiner Gemüthsbewegung. „Wäre ich nicht gewesen, so hättest Du wenigstens noch einige Jahre leben können. Das durch mich herbeigeführte Ungemach gibt Dir den Todesstoß."

„Ja, das ist wahr", antwortete Thomas ruhig. Was hätte er sonst auch antworten können?

„Denke nicht weiter daran, Thomas", bat Georg in flehendem Tone; „es läßt sich nun einmal nicht ändern."

„Nein, es läßt sich nun nicht ändern", stimmte Thomas bei, setzte aber nicht hinzu, daß auch noch seine letzten Stunden dadurch beunruhigt wurden. „Georg", fuhr er, die Hände seines Bruders drückend, fort, „wenn die Erfüllung meines Wunsches nicht gar so unwahrscheinlich wäre, so würde ich Dich bitten, unsern armen Nachbarn und Freunden, wenn es jemals in Deinen Kräften stände, wiederzuerstatten, was sie durch uns verloren haben. Wer weiß, ob Du nicht noch einmal reich wirst. Du bist jung und talentvoll und die Welt steht Dir offen. Wenn es Dir möglich ist, so erfülle meine Bitte — dies ist der letzte Wunsch, den ich gegen Dich ausspreche."

„Dein Wunsch ist auch der meine", antwortete Georg ernst. „Denke aber jetzt weiter nicht daran, Thomas, laß Dich nicht dadurch beunruhigen."

„Es beunruhigt mich auch nicht mehr sehr. Der Gedanke an den Nachtheil, der jenen Leuten durch uns zugefügt worden, ist mir allerdings stets gegenwärtig, aber ich stelle dies ebenso wie alles Andere dem allmächtigen, allbarmherzigen Gott anheim. Er kann besser vergelten als ich, selbst wenn mir Thatkraft und Leben nicht untreu würden."

Es trat eine Pause ein. Georg ließ die Hände seines Bruders los und setzte sich auf die Bank, wo Margery gesessen, denselben Platz, auf dem er einst vor Jahren mit seinen beiden Krücken gesessen, als jener Fremde, Mr. Appleby, auf ihn zugekommen war und sich nach Mr. Verrall erkundigt hatte.

Georg wußte selbst nicht, wie es kam, daß dieser Tag jetzt so lebhaft in seiner Erinnerung auftauchte.

Wie bitter war der Vergleich zwischen sonst und jetzt! Damals war er noch frei von dem schweren Alp gewesen, welcher zuletzt die Seele niederdrücken mußte; damals hatte er sich an seinen Mitmenschen noch nicht so schwer vergangen, wie es jetzt der Fall war, denn nun hatte er sich und die Seinen in Armuth und Schande gestürzt, seine Schwestern aus dem Vaterhause getrieben, das stolze Erbtheil der Godolphins, Ashlydyat, in fremden Besitz kommen lassen und die bereits gezählten Tage seines Bruders noch mehr verkürzt.

Ja, streiche Dir nur das schöne blonde Haar von der glatten Stirn, Georg Godolphin, trockne Dir mit Deinem batistnen Tuch das glühende Antlitz, Du kannst die Erinnerung doch nicht hinwegscheuchen. Du hast dies alles gethan und der Gedanke daran ist Dir stets gegenwärtig.

Thomas Godolphin unterbrach diese Betrachtungen, indem er sein hohles Auge auf seinen Bruder heftete und fragte:

„Was gedenkst Du in Zukunft zu thun, Georg?"

„Ich habe schon in London einen passenden Wirkungskreis für mich gesucht, aber bis jetzt vergebens. Alle Stellen, welche einigermaßen einträglich sind, werden sofort weggeschnappt. Jetzt ist mir ein Posten in Calcutta angeboten worden, und ich glaube, ich werde ihn annehmen, wenn ich nämlich finde, daß Mary geneigt ist, mir dahin zu folgen. Ich komme eben heute ausdrücklich, um mit ihr darüber zu sprechen."

„Ist dies der Posten, den Dir Lord Averil zu verschaffen gedachte?"

„Ja, er schrieb mir gestern Morgen, ehe er sich mit

Cecily in die Kirche begab. Ich erhielt den Brief mit der Abendpost und reiste heute Morgen sofort ab."

„Und was ist es für ein Posten? Bei der Civilverwaltung?"

„Nein, etwas so Großartiges ist es nicht, wenigstens nicht dem Namen nach. Es ist ein blos kaufmännischer Posten bei einem Indigohändler oder Pflanzer, ich weiß selbst nicht recht wo. Die Stellung ist aber eine gute, so wie sie ein Gentleman annehmen kann, und der Gehalt ein ziemlich bedeutender. Lord Averil fordert mich dringend auf, dieses Anerbieten nicht zurückzuweisen. Die Inhaber jenes Handelshauses sind Brüder und Freunde von ihm. Wenn ich dennoch ablehne, so will er versuchen, mir eine Anstellung im Civildienst zu verschaffen, aber es wird dann ziemliche Zeit darüber vergehen, und es können sich auch noch allerhand andere Schwierigkeiten in den Weg stellen."

„Ja", sagte Thomas kurz, „soweit ich die Sache beurtheilen kann, erscheint mir diese Offerte für Dich ganz annehmbar."

„Dieser Meinung bin ich auch. Wenn ich darauf eingehe, so werde ich gleich nach Neujahr die Reise antreten müssen. Ich sprach noch heute Morgen die Agenten des betreffenden Handelshauses in London, und sie sagten mir, daß der Posten einer ersten Ranges in der Handelswelt ist. Ich hoffe nur, daß Mary nicht abgeneigt ist, mich zu begleiten."

So saßen sie noch beisammen und sprachen mit einander, bis die Sonne untergegangen war.

Georg machte seinen Bruder aufmerksam, daß die Luft kalt würde, Thomas lächelte aber blos. Mochte die Abend-

luft kalt oder warm sein, so konnte sie ihm jetzt weder schaden noch nützen. Er sagte jedoch, daß er ebenso gut hineingehen könne, und bat um Georg's Arm, um seine wankenden Tritte zu stützen.

„Ist Niemand zu Hause?" fragte Georg, als er das gewöhnliche Wohnzimmer leer fand.

„Sie sind bei Lady Godolphin", entgegnete Thomas, seine Schwestern meinend. „Bessy zieht nächste Woche auf immer zu ihr, und es sind deshalb allerhand Anordnungen zu treffen, weshalb sie heute Nachmittag, kurz zuvor, ehe Du kamst, hinübergingen."

Georg setzte sich. Der Umstand, daß er seine Schwestern abwesend fand, war für ihn eine Herzenserleichterung. Seit der unheilvollen Katastrophe war Georg in Janet's Gegenwart sich immer vorgekommen wie ein schuldbewußter Schulknabe.

Er blieb noch eine kurze Weile und erhob sich dann, um zu gehen.

„Morgen besuche ich Dich wieder, Thomas."

Ahnte Thomas Godolphin, was die kommende Nacht bringen würde? Vielleicht. Er drückte die ihm dargebotenen Hände in den seinen.

„Gott behüte Dich, Georg! Gott behüte Dich und segne Dich!" sagte er.

Und ein erstickendes Gefühl, welches Georg Godolphin's Brust sonst nicht eigen zu sein pflegte, bemächtigte sich seiner, als er jetzt seinen Bruder verließ und die Schritte nach seiner eigenen Wohnung lenkte.

Zweites Kapitel.

Es war einer jener zauberisch klaren Abende, welche jeden Sinn in Schlaf und Ruhe zu lullen scheinen.

Das Tageslicht war noch nicht ganz entschwunden, aber der Mond war aufgegangen und die Strahlen desselben wurden mit jedem scheidenden Augenblick des Tages heller.

Als Georg an Lady Godolphin's Folly vorüberkam, trat Janet eben heraus.

Aus dem Wege gehen konnte er ihr nicht. Ich sage nicht, daß er es wünschte, aber er konnte auch nicht, selbst wenn er es zu thun gewünscht hätte.

Sie blieben eine Weile bei einander stehen und sprachen über Thomas' Gesundheitszustand, über jene Anstellung in Calcutta — Janet hatte durch Lord Averil davon gehört — und über andere Gegenstände.

Es war daher schon ganz finster, als Janet endlich sich zum Weitergehen anschickte, und Georg konnte nicht anders, als sie begleiten.

„Ich dachte, Bessy wäre mit bei Dir", bemerkte er, als sie mit einander dahin schritten.

„Sie will noch ein paar Stunden bei Lady Godolphin bleiben", entgegnete Janet; „für mich dagegen war es Zeit, mich nach Hause zu Thomas zu verfügen. Wann sagst Du, daß Du abreisen mußt, Georg?"

„Gleich nach Neujahr. Mein Gehalt beginnt mit dem ersten Januar, und deshalb muß ich mich eigentlich auch mit diesem Tage aufmachen. Ich weiß nicht, ob Mary unter diesen Umständen Zeit genug haben wird, ihre Vorbereitungen zu treffen."

„Zeit genug!" wiederholte Janet. „Oder wird sie vielleicht eine ganze Schiffsladung Sachen mitnehmen? Ich sollte meinen, sie könnte im zehnten Theile dieser Zeit bereit sein. Werdet Ihr das Kind auch mitnehmen?"

„Ja wohl", antwortete er hastig; „ohne das Kind würde ich nicht gehen. Auch Mary würde sich gewiß nicht davon trennen. Ich hoffe nur, daß Mary nicht um ihrer selbst willen Einwendungen gegen diese Uebersiedelung machen wird."

„Ach dummes Zeug!" entgegnete Janet. „Sie wird so verständig sein, einzusehen, daß Euch da ein Glück zu Theil wird, wie Ihr es kaum erwarten konntet. Wenn ich Dir rathen soll, Georg, so lege die Hälfte Deines Gehalts zurück. Es ist ein sehr beträchtlicher, und Du kannst, wenn Du sonst willst, recht wohl Ersparnisse machen, ohne Dir erhebliche Einschränkungen aufzuerlegen. Laß Dir die Vergangenheit zur Warnung dienen."

„Ja", entgegnete Georg reumüthig. „Ich möchte wissen, ob Mary das Klima wird vertragen können."

„Nach meiner Ansicht wird diese Veränderung eine für sie in jeder Beziehung sehr heilsame sein", bemerkte

Janet mit Nachdruck. „Verlaß Dich darauf, sie wird nur zu froh sein, wenn sie Priors Ash den Rücken kehren kann. Solange sie hier bleiben muß, oder solange Deine Aussichten ungewiß sind, und Du wie jetzt müßig gehst, kommt sie nicht zu Kräften. Uebrigens ist es mir unbegreiflich, wovon Ihr jetzt lebt."

„Du kannst mit leichter Mühe errathen, daß ich ein wenig unterstützt worden bin, Janet."

„Nämlich von Jemand, von dem ich mich nicht unterstützen lassen würde, und wenn ich verhungern sollte", entgegnete Janet in strengem Tone. „Du meinst doch Mr. Verrall?"

Georg meinte allerdings Mr. Verrall, aber er vermied eine directe Antwort.

„Ich werde alles, was ich jetzt borge, wiederbezahlen, sobald es in meiner Macht steht", sagte er. „Es ist nicht viel, und ich habe es blos als ein Darlehn erhalten und angenommen. Was meinst Du zu Thomas?" fragte er, um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen.

„Ich glaube —"

Janet stockte. Ihre Stimme ging in ein scheues Flüstern über und verstummte endlich ganz.

Die beiden Geschwister hatten den Weg um das Eschenwäldchen herum genommen. Die dunkle Ebene lag vor ihnen hell und schattig, obschon dies ein Widerspruch zu sein scheint, im Mondschein da. Selbst in der hellsten Nacht gaben die Heidekrautbüsche mit ihrem Schatten dem Ort ein gespenstisches Ansehen, niemals aber war das Mondlicht auf der Ebene heller und weißer gewesen, als es jetzt war.

Und der Schatten?

Der unheilverkündende Schatten von Ashlydyat lag da, der Schatten, welcher, wie die Sage behauptete, in vergangenen Jahrhunderten das Schicksal der Godolphins vorher verkündet und dies auch in Bezug auf die gegenwärtige Generation gethan hatte.

Die dunkle, schwarze Farbe aber, welche ihn früher charakterisirt, war jetzt nicht zu bemerken. Allerdings war der Schatten unzweifelhaft da, hätten aber Augen, die weniger als die Janet's an seine Form gewöhnt gewesen wären, ihn betrachtet, so würden sie nicht im Stande gewesen sein, seine Umrisse deutlich zu erkennen. Seine Farbe war jetzt hell und schwach und glich mehr dem Schatten des Schattens, wenn man so sagen darf.

„Siehst Du dort, Georg?" flüsterte Janet.

„Ja, ich sehe", antwortete er.

„Aber bemerkst Du auch das eigenthümliche Aussehen, die undeutliche Gestaltung und schwache Färbung? Es ist, als wollte er uns auf immer verlassen, als zeigte er sich zum letzten Male. Der Fluch sollte ja auch von den Godolphins hinweggenommen sein, sobald sie Ashlydyat verloren hätten."

Janet hatte sich, während sie dies sagte, auf die Bank unter den Eschen gesetzt und sprach in leisem, träumerischem Tone, Georg hörte aber jedes Wort, und dieses Thema sagte ihm nicht sonderlich zu. Er konnte nicht umhin, zu bedenken, daß er und kein Anderer es war, welcher die Ursache gewesen, daß Ashlydyat der Familie Godolphin entrissen worden.

„Dein Bruder wird nicht lange mehr hienieden wei-

len", murmelte Janet. „Es ist dies die Verkündung für das letzte Haupt der Godolphins."

„O Janet, ich wollte, Du wärest nicht so abergläubisch! Natürlich wissen wir und es ist uns allen offenkundig, daß Thomas es nicht lange mehr treiben wird. Binnen wenigen Tagen, ja sogar binnen wenigen Stunden kann sein Leben enden. Warum bringst Du ihn mit diesem erbärmlichen Schatten in Zusammenhang?"

„Was ich weiß, das weiß ich, und was ich gesehen habe, das habe ich gesehen", antwortete Janet langsam, ja fast feierlich. „Es ist kein Wunder, daß Du nichts davon wissen willst, daß Du Dich stellst, als glaubtest Du nicht daran; in Deinem Herzen sprichst Du sicherlich ganz anders."

Georg versuchte nicht, Janet zu widerlegen. Vielleicht fühlte er, daß er das Recht, mit ihr zu disputiren, verwirkt hatte.

Sie brach wieder das Schweigen.

„Ich habe genau aufgemerkt, aber auch nicht ein einziges Mal seit dem Tage, wo das furchtbare Unglück über uns hereinbrach, ist dieser Schatten wieder zum Vorschein gekommen. Ich glaubte, er sei auf immer verschwunden; ich glaubte, unser Ruin, in dessen Folge Ashlydyat in den Besitz von Fremdlingen übergegangen, sei die Sühne des Fluchs. Dennoch zeigt er sich wiederum, obschon, wie ich glaube, zum letzten Male. Uebrigens geschieht es blos in Uebereinstimmung mit der Vergangenheit, wenn das Symbol des Fluchs auch noch den Tod des letzten Godolphin verkündet."

„Du bist sehr artig gegen mich, Janet", rief Georg ironisch, obschon, wie es schien, ohne sich beleidigt zu fühlen.

„Wenn der arme Thomas auch nicht mehr ist, so bin dann doch immer ich noch da und der Letzte der Godolphins."

„Du!" entgegnete Janet, und ihr verächtlicher Ton, obschon ihr dieser vielleicht selbst unbewußt war, versetzte Georg einen Stich ins Herz und trieb ihm die Schamröthe in die Wangen empor. „Früher einmal warst Du vielleicht des Namens Godolphin würdig, aber dies ist jetzt nicht mehr der Fall. Der letzte echte Godolphin stirbt mit Thomas."

„Wie lange willst Du noch hier sitzen bleiben?" fragte Georg nach einer Weile, als seine Schwester immer noch nicht Miene machte aufzustehen.

„Du brauchst nicht zu warten", entgegnete Janet. „Ich bin nun so zu sagen zu Hause. Ich wünsche selbst, daß Du nun unverweilt ebenfalls nach Hause gehst, denn Deine Frau wird auf Dich warten."

Georg ging, sehr froh, auf diese Weise loszukommen, und Janet blieb allein sitzen.

Der Schatten lag immer noch vor ihr, obschon nicht mehr schwarz und dunkel, und es war ihr daher unmöglich, ihre Betrachtungen nicht der unglücklichen Vergangenheit zuzuwenden. Sie verlor sich in ein Labyrinth von Gedanken, wie dies nothwendig mit allen der Fall ist, die sich in das Gebiet des Uebernatürlichen verirren.

Warum hatte dieses Schicksal die Familie Godolphin ereilt, gerade so, wie es schon vor Jahrhunderten prophezeit worden? Warum erschien dieser seltsame, nie zu erklärende Schatten an dem Vorabend des Unheils? Hätten die Godolphins nicht auf irgend eine Weise ihrem Schicksal entrinnen können? Es schien ein unerheblicher

Umstand zu sein, daß Sir Georg Godolphin sein Stammhaus Ashlydyat verlassen und gegen die Folly vertauscht hatte, und dennoch war dies die Achse, um welche die Ereignisse sich gedreht zu haben schienen. Jahrhunderte vorher, so lautete die Sage, war prophezeit worden: Wenn das Haupt von Ashlydyat dieses verläßt, so steht der Untergang der Godolphins nahe bevor.

Und so war es auch wirklich gewesen.

„Ach!" wehklagte Janet in ihrem bittern Schmerz, „wir legen alles dem armen Georg zur Last, aber wenn er auch anders gehandelt hätte, so wäre alles vielleicht dennoch so gekommen. Wer weiß es?"

Ja, wer weiß es? Wenn wir einen Rückblick auf die unheilvollen Ereignisse werfen, denen wir hier beigewohnt haben, so fühlen wir uns ebenfalls wie Janet Godolphin versucht, zu fragen, ob die Personen, welchen wir die Schuld daran beimessen, ihrem einmal bestimmten Schicksal hätten entgehen können.

Es gibt in der Welt Geheimnisse, die wir nicht lösen können. Wir mögen uns in die Tiefen derselben verlieren, wie wir wollen; wir mögen sie lächerlich zu machen suchen oder mit ironischem Gelächter darüber hinweggehen; wir mögen in unserm armseligen Dünkel behaupten, daß sie auch keinen andern als den gewöhnlichen Gesetzen unterliegen und nothwendig durch die stehenden Regeln der Wissenschaft zu erklären seien, aber dennoch können wir sie weder lösen noch ergründen.

Ein großer Theil dieser Geschichte ist buchstäblich wahr und weiter nichts als ein treu niedergeschriebenes Drama aus dem wirklichen Leben.

Und wie steht es mit dem hierbei fraglichen Aberglauben? werden tausend wißbegierige Zungen fragen. Auch mit diesem verhält es sich genau so, wie hier erzählt worden, und ich kann weiter nichts hinzusetzen, als was ich so eben gesagt, nämlich daß es Dinge gibt, die sich einmal weder erklären noch ergründen lassen. Es sind Wunder und Geheimnisse, und müssen dies bleiben.

Manche Familie hat ihre Gespenstergeschichte, die von einer Generation zur andern unbedingt geglaubt wird. Manches Haus hat seinen gefürchteten Winkel, in welchen niemals das helle Licht des Tages gedrungen ist.

Möge man dagegen sagen, was man wolle, es lebt in dem menschlichen Gemüth ein Hang, welcher die Herrschaft des Aberglaubens begünstigt. Wir können unsere Augen nicht vor Dingen verschließen, welche vor unsern Blicken geschehen, obschon wir dieselben weder zu erklären vermögen, noch dies jemals im Stande sein werden. Wir wissen nicht, was sie eigentlich sind, woher sie kommen, warum sie da sind.

Wollte ich sagen, ich glaubte an Vorbedeutungen und Ahnungen, so würde man mich für einen Träumer erklären. Ein solcher bin ich aber durchaus nicht. Ich besitze auch meinen Theil gesunden Menschenverstand. Ich widme meine Zeit der Arbeit, aber nicht dem Träumen. Ich habe noch nie das Vergnügen gehabt, einen Geist zu sehen, und wollte, ich bekäme ebenso gewiß ein Geschenk von tausend Pfund, als ich niemals einen sehen werde. Ich kann mich nicht rühmen, in der Gunst der Geister zu stehen, denn ich habe niemals eine Botschaft von ihnen erhalten und erwarte dies auch nicht. Dennoch aber haben sich der Erfahrung

meines Lebens seltsame Ereignisse aufgedrängt, welche mich veranlassen, ebenso wie der Prinz von Dänemark zu behaupten, daß es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gibt, als unsere Philosophie sich träumen läßt.

Mit einem tiefen Seufzer und einer schweren Last auf dem Herzen erhob sich Janet Godolphin. Sie hielt das Gesicht nach dem Schatten gewendet, bis sie ihn nicht mehr sehen konnte, und setzte dann ihren Weg nach dem Hause weiter fort, indem sie murmelte:

„Es ist blos ein kleines Unglück, welches er verkündet, denn er ist nicht viel dunkler als das Mondlicht selbst."

Thomas saß, als sie in das Wohnzimmer trat, vorwärts nach dem Feuer geneigt, in seinem Lehnstuhl. Sein Gesicht wäre vollkommen farblos gewesen, wenn nicht ein bläulicher Hauch darüber gelegen hätte, der selbst jetzt in dem rothen Feuerschein deutlich sichtbar war.

Janet, deren Auge ebenso scharf war als das Margery's, glaubte, dieser unheilverkündende Hauch sei, seitdem sie ihren Bruder am Nachmittag verlassen, unverkennbar stärker geworden.

„Hast Du den Rückweg allein gemacht?" fragte Thomas, sich zu ihr wendend.

„Georg begleitete mich bis an das Eschenwäldchen. Ich begegnete ihm. Bessy wird noch eine Stunde bei unserer Stiefmama bleiben. Hast Du Deine Medicin genommen, Thomas?"

„Ja."

Janet zog sich einen Stuhl neben ihn und setzte sich, indem sie ihn beinahe verstohlen ansah. Wenn dieser ominöse Ausdruck auf dem menschlichen Gesicht sich zeigt,

so schauen wir nicht gern allzu dreist hin, damit der Kranke, der nun so bald abgerufen werden soll, nicht in unsern eigenen bangen Mienen sein Todesurtheil lese.

„Es ist ein schöner Abend“, bemerkte Thomas.

„Ja“, entgegnete Janet und setzte dann in gesenktem Tone hinzu: „Der Schatten ist da.“

„Ah!“

Dieser Ausruf erfolgte nicht im Tone des Erschreckens, sondern ruhig, freundlich und mit lächelnden Lippen.

„Seine Farbe ist aber eine andere geworden“, fuhr Janet fort. „Anstatt schwarz kann man sie jetzt grau nennen. Ich glaubte schon, er hätte uns auf immer verlassen, Thomas, wahrscheinlich aber mußte er noch einmal kommen.“

„Ja wohl, wenn auch nur um der Consequenz willen“, bemerkte Thomas in scherzendem Tone. „Er hat den Tod anderer Godolphins verkündet, warum sollte er dies nicht auch mit dem meinigen thun?“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Du Dich scherzend über den Schatten äußern könntest“, bemerkte Janet im Tone der Mißbilligung.

„Was ist aber da wohl Unrechtes dabei? Ich habe dieses Geheimniß nie ergründen können, das weißt Du, Janet. Niemand hat es überhaupt von uns zu ergründen vermocht. Wir haben es so wenig verstanden, daß wir nie gewußt haben, ob wir daran glauben sollen oder nicht. Noch eine kleine Weile, Janet, und alles wird mir dann vielleicht klar sein.“

„Wie fühlst Du Dich heute Abend?“ fragte Janet.

„Besser als seit langer Zeit. Es ist mir, als fühlte

ich mich an Geist und Körper leichter. Ich glaube," setzte er, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, hinzu, „dieses Gefühl von Erleichterung hat seinen Grund in der Mittheilung, die mir Georg über eine Aussicht machte, welche sich ihm eröffnet hat. Ich habe fortwährend an ihn gedacht, Janet, an seine Frau und an sein Kind, und was aus ihm und diesen werden soll."

„Und darüber hast Du Dir Unruhe gemacht?" bemerkte Janet mit einem Anflug ihres alten ernsten Tons. „Georg verdient eben nicht, daß Du Dich so um ihn sorgst."

„Möge Gott ihm beistehen!" murmelte Thomas Godolphin. „Er kann noch lange leben, seine Familie beglücken und Andern einen Theil des ihnen zugefügten Schadens ersetzen. O Janet, ich bin bereit, abzuscheiden."

Janet wendete ihre Augen von dem Feuer hinweg, um ihre Thränen zu verbergen.

„Der Schatten war sehr hell, Thomas", wiederholte sie. „Was er auch verkünden mag, so kann es kein großes Unglück sein."

„Wie könnte es auch ein Unglück sein, wenn ich mein Haupt auf immer zur Ruhe niederlege und zu dem guten Gott gehe, der mich so lange geliebt und behütet hat? Erst wenige Minuten vorher, ehe Du eintratst, war ich eingeschlummert und träumte, ich sähe Jesus Christus dort am Fenster stehen und meiner harren. Er hielt seine Hand lächelnd gegen mich ausgestreckt. Der Eindruck war ein so lebhafter, daß ich, als ich erwachte, aufstehen und auf das Fenster zueilen wollte. Nein, Janet, ein Unglück ist für mich der Tod nicht, obschon ich, wie wir alle thun

müssen, die große Veränderung mit Demuth und Ehrfurcht erwarte."

Janet klingelte und ließ Licht bringen.

Thomas stützte den Ellbogen auf die Armlehne des Stuhls und den Kopf auf die Hand und versenkte sich in die Betrachtung der ewigen Herrlichkeit, die ihm nun bald offenbart werden sollte. Strahlende Gestalten umschwebten mit goldenen Harfen in den Händen einen Thron von wunderbarer Schönheit, und in einer dieser Gestalten, welche ihre Harfe ruhen ließ und das strahlende Antlitz emporgewendet hielt, als ob sie einen Kommenden erwartete, glaubte er Ethel zu erkennen.

Für die Guten ist der Tod kein Unglück.

Drittes Kapitel.

Georg Godolphin saß bei seinem Weibe und seinem Kinde. Das Zimmer ward durch Lampenlicht und Feuerschein erleuchtet, und Georg's Gemüthsstimmung war eine entsprechend heitere. Er hatte sich über das ihm gemachte Anerbieten näher ausgesprochen und das Leben in Indien mit verlockenden Farben geschildert.

Die kleine Meta horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, funkelnden Augen und glühenden Wangen, als ihr Vater ihr sagte, sie werde dort auf Kameelen reiten oder in einem prachtvollen Palankin getragen werden, oder auf einer offenen Terrasse sitzen, wo fünfzig Sklavinnen ihr Kühlung zufächelten.

Mary schien die allgemeine Heiterkeit zu theilen. Mochte es nun sein, daß sie sich wirklich besser fühlte, oder daß die unerwartete Rückkunft ihres Gatten sie für den Augenblick gekräftigt und in ungewohnte Aufregung versetzt hatte, jedenfalls stand außer Zweifel, daß sie diesen Abend nicht sehr krank aussah. Ihre Wangen hatten etwas von Meta's Farbe geliehen und sie lächelte über Georg's Worte und Meta's Ekstase. Die Zunge der Kleinen stand

keinen Augenblick still, denn bald hatte sie dies, bald jenes zu fragen.

Margery dagegen war ziemlich unwirsch, und als sie eintrat, um zu dem Thee, welchen sie für ihren Herrn bereitet, noch eine Zuspeise aufzutragen, erklärte sie, sie hoffe, er werde es sich nicht einfallen lassen, Miß Meta mit fort in ein fernes Land zu nehmen, was nur für Verbrecher tauge. Indien und Botanybai waren nach Margery's Ansicht so ziemlich ein und dasselbe.

Das Theegeschirr ward endlich abgeräumt, der Abend rückte vor und Margery trat wieder ein, um Meta zu Bett zu bringen. Die Kleine war aber noch durchaus nicht müde. Ihre flinken Füße trippelten noch überall umher, von Papa, der am Tische saß, zu Mama, die sich auf das Sopha in die Nähe des Feuers gesetzt, und von Mama zu Margery, welche schweigend und grimmig dastand und die Federzeichnungen, welche Georg seiner Kleinen von dem Leben in Indien entworfen und welche diese nun ihrer Wärterin zeigte, kaum eines Blickes würdigte.

„Ach, das ist ja alles Unsinn", sagte Margery in verächtlichem Tone, indem sie die eine dieser flüchtigen Skizzen mit zweifelhaftem Blicke betrachtete. „Was soll denn das für ein Thier sein? Wohl ein Elephant? Wo ist denn da der Kopf und wo der Schwanz?"

Meta eilte mit dem Elephantenbild sofort wieder zu ihrem Papa.

„Was ist denn der Kopf und was ist der Schwanz, Papa?" fragte sie.

„Das hier ist der Schwanz", sagte Georg. „Wenn Ihr auf einem reiten werdet, Margery, dann werdet Ihr

auch schon den Kopf von dem Schwanze unterscheiden lernen", rief er, indem er die alte Dienerin lachend ansah.

„Was? Ich soll auf einem Elephanten reiten? Ich sollte ein solches Thier besteigen?" rief sie mit Entrüstung. „Das werde ich wohl bleiben lassen! Ueberhaupt wäre es besser, Sir, wenn Sie dem Kinde nicht dergleichen Dinge erzählten. Sie wird nun diese Nacht sehr unruhig schlafen und fortwährend träumen, daß sie unter eine Heerde solcher Ungeheuer gerathen sei und in Gefahr schwebe, von ihnen getödtet zu werden."

Georg lachte. Meta's Phantasie war nun einmal rege gemacht und sie fragte:

„Gibt es in Indien auch Schaukeln, Papa?"

„Ja wohl, Massen", antwortete Georg.

„Gehen sie bis hinauf in die Bäume? Sind sie so gut wie die, welche Mistreß Pain mir in der Folly machen ließ?"

„Noch zehnmal besser", sagte Georg in wegwerfendem Tone. „Jene Schaukel war ein elendes Ding im Vergleich mit denen, die wir dort finden werden."

Meta dachte eine Weile nach.

„Du hast sie ja gar nicht gesehen, Papa. Sie ging sehr schön und sehr hoch."

„Wirklich?" sagte Georg. „Nun, in Indien gehen sie noch höher."

„Aber wer wird mich dort schaukeln?" fragte Meta weiter. „Mistreß Pain? Geht sie auch mit nach Indien?"

„Nein", antwortete Georg. „Was sollte sie auch dort? Schau her! Eben habe ich wieder ein Bild fertig. Hier

sitzest Du auf einem Elephanten und Margery reitet auf einem zweiten hinter Dir drein!"

Es war ein niedliches Bildchen, welches er gezeichnet hatte. Meta, die wie ein Knabe mit ausgespreizten Beinen bequem und gemächlich auf ihrem Elephanten saß, machte sich ganz hübsch; die arme Margery dagegen, die sich mit dem Ausdruck des Schreckens und der Furcht an den Kopf und Rüssel des Thieres anklammerte, während ein halbes Dutzend Eingeborene auf jeder Seite sie stützte, bot einen höchst lächerlichen Anblick dar.

Margery schoß wüthende Blicke auf das Bild, aber Meta war darüber außer sich vor Freuden.

„Zeichne nun auch einmal Mama auf einem Elephanten, Papa, und laß sie neben mir reiten."

„Ich soll Mama auf einem Elephanten reiten lassen?" entgegnete Georg. „Ich dächte, wir setzten sie lieber in einen Palankin. Die Elephanten sind nur für Dich und Margery."

„Soll das Kind heute Abend zu Bett kommen oder nicht?" fragte Margery in ungewöhnlich spitzem Tone und ohne ihre Frage an eine bestimmte Person zu richten.

Meta achtete aber nicht auf sie und Georg that dies noch weniger. Als er sein Federmesser aus der Westentasche nahm, um den Bleistift zu spitzen und dann Mama im Palankin zu zeichnen, brachte er zufällig einen Ring mit heraus.

Die raschen scharfen Augen des Kindes bemerkten denselben sofort.

„Das ist Onkel Thomas' Ring!" rief Meta.

Bei seinem etwas hastigen Versuch, den Ring wieder

in die Tasche zu stecken, ließ Georg ihn auf den Boden fallen und er rollte auf Margery zu.

Diese hob ihn verwundert und fast erschrocken auf. Sie hatte geglaubt, Thomas werde sich, solange er lebe, nicht von seinem Siegelringe trennen, dem Ring, welchen er den Beamten des Insolvenzgerichts dargeboten und welchen sie ihm mit zarter Schonung zurückgegeben.

„O Mr. Georg, er ist doch nicht etwa todt?"

„Todt?" wiederholte Georg, indem er die alte Dienerin verwundert ansah. „Als ich heute Abend von ihm fortging, befand er sich besser als seit langer Zeit, Margery."

Margery sagte weiter nichts. Meta aber ließ sich von diesem Thema nicht so ohne weiteres abbringen.

„Onkel Thomas trägt diesen Ring stets am Finger und siegelt seine Briefe damit. Warum hast Du ihn mitgenommen, Papa?"

„Er braucht ihn nicht mehr zum Briefsiegeln, Meta", antwortete Georg in ernstem Tone und indem er die goldenen Locken seines Töchterchens streichelte. „Ich werde ihn künftig zum Siegeln der meinigen benutzen."

„Wer wird ihn denn tragen?" fragte Meta weiter, „Du oder Onkel Thomas?"

„Ich — vor der Hand. Es ist aber die höchste Zeit, Meta, daß Du zu Bett gehst. Margery scheint derselben Meinung zu sein. Laß Dir von Mama noch ein paar Weintrauben geben und dann verfüge Dich zur Ruhe und träume von Elephanten."

Auf einem Teller lagen einige sehr schöne Weintrauben, welche Georg für seine Gattin von London mitgebracht. Er brach einige für Meta ab und die verzogene Kleine

kletterte, während sie die Trauben schmauste, auf seine Kniee und schwatzte unaufhörlich.

„Gibt es auch Papageien in Indien? Rothe?"

„In Massen — rothe, grüne, blaue und gelbe", entgegnete Georg, welcher in seinen Versprechungen sehr splendid war. „Auch Affen gibt es dort, worüber besonders Margery sich sehr freuen wird."

Margery wollte in ihrer heftigen, ärgerlichen Weise etwas entgegnen, aber Meta fiel bei den letzten Worten ihres Vaters plötzlich etwas ein. Sie rutschte ihm von den Knieen herunter, legte die Trauben weg und sah ihren Vater bestürzt an.

„Onkel Reginald wollte mir einige Affen, einige Papageien und einen chinesischen Hund, der nicht beißt, mitbringen. Wie soll ich nun diese Thiere bekommen, wenn wir fort sind nach Cal — wie heißt es gleich?"

„Calcutta. Wir wollen an Reginald schreiben, daß er mit seinem Schiffe dort vorbeikommt und Dir seine Geschenke zustellt", entgegnete Georg, der nie um eine Antwort verlegen war.

Die Kleine ließ sich dadurch zufrieden stellen. Sie aß vollends ihre Trauben, dann trug Georg sie in seinen Armen zu Mary, damit sie dieser gute Nacht sage, und dann hinaus zu der beleidigten Margery.

Als er wieder eintrat, war sein Benehmen verändert. Er stellte sich ernst neben Mary vor das Feuer und begann über sein neues Lebensproject in besonnenerem Tone zu sprechen, als er in Gegenwart des Kindes gethan.

„Ich glaube, ich thäte sehr unrecht daran, wenn ich dieses Anerbieten zurückwiese. Meinst Du nicht auch,

Mary?" fragte er. „Es ist eine Offerte, die einem nicht alle Tage gemacht wird."

„Ja, ich glaube auch, daß Du unrecht thun würdest, wenn Du sie zurückwiesest. Es ist dies ja etwas weit Besseres, als ich je zu hoffen gewagt hätte."

„Und wirst Du bereit sein, bis zum Neujahrstage aufzubrechen?"

„Ja wohl, ja wohl", entgegnete Mary; „nur weiß ich nicht, ob —"

Sie stockte. Georg sah sie überrascht an. Abgesehen von ihrem Zögern verrieth sie auch auffallende Gemüthsbewegung.

Sie erhob sich, stellte sich neben ihren Gatten und stützte sich mit dem Arme auf den Kaminsims. Sie bemühte sich, ruhig zu sprechen, aber ihr Busen hob sich, als sie sagte:

„Georg, ich weiß nicht gewiß, ob ich im Stande sein werde, diese Reise zu unternehmen. Ich weiß nicht gewiß, ob ich Neujahr erleben werde."

Schlug Georg's Herz schneller? Er sah Mary mehr mit Ueberraschung als mit einem andern Gefühl an. Er hatte sich diese Hindeutung auf die Zukunft noch nicht ein einziges Mal vor Augen gehalten.

„Was willst Du damit sagen, liebe Mary?" fragte er.

Er hatte seinen Arm um sie geschlungen und drückte sie fest an sich. Mary ließ ihren Kopf auf seine Schulter sinken und die Thränen begannen ihre abgezehrten Wangen herabzurinnen.

„Meine Kräfte scheinen nie wiederkehren zu wollen, Georg. Ich werde immer schwächer anstatt stärker und

beginne zu glauben, daß meine Gesundheit auf immer dahin ist."

„Hast Du denn Schmerzen?" fragte Georg nach einer Pause.

„Ja, ich leide schon seit Anfang des Sommers an fortwährenden Schmerzen hier", antwortete sie, auf die Brust deutend. „Der Arzt sagt, die Ursache beruhe blos in Nervenschwäche; ich weiß aber doch nicht, ob er Recht hat."

„Mary", sagte Georg mit zitternder Stimme, „soll ich Dir sagen, was der Grund ist? Die Sorge und Unruhe des vergangenen Sommers haben eine schlimme Wirkung auf Dich geäußert und Dich in diesen Zustand von Schwäche versetzt. Der Arzt hat Recht. Deine Nerven sind angegriffen, und es ist für Dich unbedingt Wechsel der Luft und des Aufenthalts nöthig, wenn Du wieder gesund werden sollst. Besucht Mr. Snow Dich regelmäßig?"

„Er kommt gewöhnlich einen Tag um den andern und schickt mir Arzneien verschiedener Art. Größtentheils sind es stärkende Mittel, glaube ich. Ach, ich wollte, meine Kräfte kehrten wieder! Vielleicht würde es ein wenig besser mit mir, wenn ich nicht immer so gänzlich allein wäre. Ich wünschte", setzte sie schüchtern hinzu, „Du wärest häufiger und länger bei mir, als es der Fall ist."

„Du kannst dies nicht herzlicher wünschen als ich selbst", entgegnete Georg. „Noch eine kleine Weile und alles wird wieder gut mit uns stehen. Ich habe mich angelegentlich und fortwährend nach einer Beschäftigung in London umgesehen und mußte also dort sein. Jetzt, wo ich diese Anstellung bekommen habe, muß ich, ehe wir unter

Segel gehen, ebenfalls hauptsächlich dort sein, um meine Anstalten zu treffen. Wenn Du auch lieber dort sein willst als hier, so kannst Du zu mir kommen, ehe wir abreisen", setzte er hinzu. „Ich kann meine Garçonwohnung ändern und eine miethen, in welcher Du mit Meta auch Platz hast."

Mary fühlte, daß diese Wohnungsveränderung ihre Kräfte übersteigen würde, und daß sie, wenn sie wirklich Europa verlassen sollte, die noch übrige kurze Zwischenzeit am liebsten in der Nähe ihrer Aeltern verbringen würde. Aber während sie noch daran dachte, bemächtigte sich ihrer die feste Ueberzeugung, daß sie niemals Europa verlassen, daß sie die dazu bestimmte Zeit nicht erleben würde.

„Wir wollen", hob Georg in ermuthigendem, hoffnungsvollem Tone wieder an, „in Indien ein neues Leben beginnen und unsere alten Plagen in der alten Heimat zurücklassen. Was Margery betrifft, so weiß ich wirklich nicht, was wir mit ihr anfangen sollen. Sie wird nich gern in ein fremdes Land gehen wollen, aber sich auch ebenso ungern von Meta trennen. Vielleicht ist es am besten, wenn wir sie weder nach der einen noch nach der andern Richtung hin zu bestimmen suchen, sondern die Entscheidung gänzlich ihr allein anheimstellen."

„Sicherlich wird sie nie den Muth haben, sich in die Nähe von lebendigen Elephanten zu wagen", sagte Mary lächelnd, indem sie sich bemühte, ebenso heiter und hoffnungsvoll zu sein wie Georg.

Dieser Versuch mißlang ihr aber vollständig. Sie sah schon im Geiste Georg allein dort und sich selbst im kühlen Grabe, dem sie mit immer schnellern Schritten

entgegenzugehen glaubte. Was aber sollte mit Meta werden?

„O Georg, wenn ich nur nicht so kraftlos wäre!" rief sie klagend.

„Still, still, Mary. Ich will Dich nicht schelten, aber sagen muß ich Dir doch, daß es nicht recht von Dir ist, dieser Niedergeschlagenheit Raum zu geben. Es ist dies für Dich höchst nachtheilig. Soll ich Dich vielleicht, wenn auch nur auf eine Woche, mit nach London nehmen, damit Du endlich einmal aus dem eintönigen Einerlei hier auf eine Weile herauskommst? Ich weiß, daß Dir das sehr wohlthätig sein würde, und wir könnten uns zur Noth in meiner Wohnung behelfen. Margery behält Meta einstweilen noch hier."

Mary wußte, daß sie nicht daran denken könne, dies zu versuchen, und sah auch zugleich ein, daß Georg sich von ihrem gänzlichen Mangel an Kräften keinen Begriff machen konnte.

Gleichwohl erwachte in ihr die schwache Hoffnung, daß nun, wo die Ungewißheit wegen seiner Zukunft gehoben war, eine Besserung ihres Zustandes eintreten könne. Diese Ungewißheit war ja monatelang die größte Qual ihres kranken Herzens gewesen.

Sie bezwang ihre Bewegung, setzte sich wieder in ihren Lehnstuhl und antwortete, sie fühle sich noch nicht kräftig genug, um ihn jetzt nach London zu begleiten. Es werde, setzte sie hinzu, in gewisser Beziehung schon eine Veränderung für sie sein, über das nun beginnende neue Leben nachzudenken, und dann begann sie von andern Dingen zu sprechen.

„Hast Du Reginald gesprochen, ehe er unter Segel ging?"

„Unmittelbar zuvor nicht, glaube ich."

„Du weißt wohl, daß er wieder als gemeiner Matrose Dienst genommen hat?"

„Ja; man kann aber nicht wissen, was ich vielleicht dort für Reginald thun kann, vielleicht auch für Isaak. Sobald ich einmal in einer guten Stellung bin, werde ich Deinen Brüdern behülflich sein können und werde es auch ganz gewiß thun. Reginald hat das Seemannsleben gründlich satt, und ich werde ihm in Calcutta etwas verschaffen, was mehr nach seinem Geschmack ist."

Mary's Gesicht erröthete im Gefühl der Hoffnung und sie faltete krampfhaft die Hände.

„O wenn Du das könntest, wie dankbar würde ich Dir sein! Ich denke Tag und Nacht an den armen Reginald und sein hartes Loos."

„Das kann Dir aber nicht anders als sehr nachtheilig sein, liebe Mary. Ich wollte, Du gewöhntest es Dir ab, Dich so sehr um Andere zu sorgen. Mein armer Bruder leidet an demselben Fehler."

Sie antwortete durch ein mattes Lächeln.

„Hat Thomas Dir seinen Ring gegeben?" fragte sie.

„Ja, er gab mir ihn diesen Nachmittag", entgegnete Georg, indem er den Ring aus der Tasche nahm. Derselbe hatte einen hellgrünen Stein, in welchen das Wappen der Godolphins gravirt war. Sir Georg hatte ihn stets getragen, und nach seinem Tode war derselbe auf Thomas übergegangen. Nun fiel er Georg zu.

„Du trägst ihn ja nicht, Georg."

„Nein, noch nicht. Ich kann mich nicht überwinden, ihn an den Finger zu stecken, solange Thomas noch lebt. Im Grunde genommen habe ich auch nicht das Recht, dies zu thun, wenigstens nicht mich des Siegels zu bedienen, denn dies kommt ausschließlich dem Haupte der Godolphins zu."

„Siehst Du Mistreß Pain oft?" fragte Mary nach einer Weile mit anscheinender Gleichgültigkeit. Georg ahnte nicht, welche Anstrengung es ihr gekostet, ihre Bewegung so weit zu bemeistern, daß sie diese Frage thun konnte.

„Zuweilen sehe ich sie, oft aber nicht. Sie bittet mich dann und wann, sie auf einem Spazierritt im Park zu begleiten."

„Hat sie die Absicht, auch noch ferner mit den Veralls zusammen zu wohnen?"

„Ich glaube es, doch habe ich weiter nichts Näheres darüber von ihr gehört."

„Georg, ich habe mich oft gewundert, wo Mistreß Pain's Geld herkommt", hob Mary in träumerischem Tone wieder an. „Du weißt selbst, daß es einmal hieß, das Gerücht, sie habe dreißigtausend Pfund im Vermögen, sei unbegründet."

„Ich glaube allerdings auch nicht, daß sie überhaupt Vermögen gehabt hat", entgegnete Georg. „Was ihr Einkommen betrifft, so glaube ich, sie bezieht dieses von Verrall. Ihr Gatte stand mit diesem in Geschäftsverbindung und sie hat vielleicht jetzt noch gewisse Gewinnantheile. Etwas Bestimmtes weiß ich allerdings durchaus nicht, doch habe ich mir immer gedacht, daß es so sein müsse. Horch! horch!"

Georg hob, indem er dies sagte, plötzlich die Hand empor, denn ein ferner Ton schlug an sein Ohr. Er eilte an das Fenster und riß es auf. Die Todtenglocke von Allerseelen ertönte über Priors Ash.

Ehe noch ein Wort von ihm oder Mary gesprochen worden, ehe Georg noch die Bewegung, die ihn ergriff, bemeistern konnte, trat Margery mit verstörtem Gesicht herein. In ihrer Aufregung und Bestürzung redete sie ihn an, wie sie ihn in seinen Knabenjahren anzureden gepflegt.

„Hören Sie das, Master Georg? Das ist die Sterbeglocke. Das Geläute gilt ihm. Es gibt zehn Meilen in der Runde sonst Niemand, um dessen willen man sich die Mühe nehmen würde, um zehn Uhr des Nachts die Glocken zu läuten. Der Herr von Ashlydyat ist nicht mehr."

Sie warf sich, ohne sich an die Gegenwart ihrer Herrschaft zu kehren, auf einen Stuhl nieder, verhüllte ihr Gesicht mit der Schürze und brach in lautes Schluchzen aus.

Eine Stimme in der Hausflur draußen rüttelte sie wieder auf, denn sie erkannte in derselben die Bexley's.

Georg öffnete die Thür des Zimmers und der alte Mann trat ein.

„Es ist alles vorbei, Sir", sagte er in unnatürlich leisem, ruhigem Tone, wie zuweilen der Fall zu sein pflegt, wenn der Mensch seine Gemüthsbewegung zu bemeistern bemüht ist. „Miß Janet trug mir auf, Ihnen diese Meldung zu machen."

Georg's Haltung war ebenfalls auffallend ruhig.

„Das ist sehr rasch gekommen, Bexley", entgegnete er nach einer Weile.

Mary hatte sich erhoben und stand da, während sie sich mit der einen Hand auf den Tisch stützte und ihr bleiches Antlitz auf Bexley gerichtet hielt. Margery stand unbeweglich.

„Ja, es kam sehr rasch, Sir, aber Miß Janet schien nicht ganz unvorbereitet zu sein. Er trank mit ihr seinen Thee und war dabei so heiter und wohl, daß ich in allem Ernste zu hoffen begann, sein Zustand habe eine günstige Wendung genommen. Nicht lange darauf kam Miß Bessy nach Hause, und ich hörte sie lachen, während sie eine Geschichte erzählte, die ihr von Lady Godolphin mitgetheilt worden. Gleich darauf rief Miß Janet mich hinein, um mir einen kleinen Auftrag für morgen zu ertheilen, und während sie noch mit mir sprach, schrie Miß Bessy plötzlich laut auf. Wir drehten uns herum und sahen, wie sie über meinen Herrn gebeugt stand. Er war ohnmächtig in seinen Stuhl zurückgesunken. Ich eilte hinzu, um ihn zu stützen und aufzurichten. Der Tod stand ihm im Gesicht geschrieben, Sir, das ließ sich nicht verkennen, dabei aber hatte er seine volle Besinnung und lächelte uns an. »Ich muß Euch Lebewohl sagen«, hob er an, und Miß Bessy brach in Schluchzen aus. Miß Janet aber kniete ruhig vor ihm nieder, nahm seine Hände in die ihrigen und sagte: »Thomas, hat das Stündlein geschlagen?« »Ja, es hat geschlagen«, antwortete er und versuchte, sich nach Miß Bessy umzuschauen, welche ein wenig hinter seinem Stuhl stand. »Gräme Dich nicht«, sagte er. »Ich gehe blos voran.« Aber sie schluchzte nur um so heftiger. »Lebt wohl, meine Theuren«, fuhr er fort, »lebt wohl, Bexley; ich werde Euch alle erwarten, ebenso wie man, wie ich weiß,

mich erwartet. Furcht?« fuhr er fort, denn Miß Bessy schluchzte etwas hervor, was wie dieses Wort klang. »Du sprichst von Furcht, wenn ich zu Gott gehe, wenn ich Jesus sehe?«"

Hier ward Bexley von seiner eigenen Bewegung übermannt, und große Thränen rannen Mary's Wangen hinab. Georg drehte sich nach dem Fenster herum und kehrte den Uebrigen den Rücken zu. Nach einer Weile hob Bexley, während Margery näher trat und die Schürze vom Gesicht zog, wieder an:

„Dies war das letzte Wort, was er sprach — Jesus. Seine Stimme erlosch, seine Hände sanken schlaff herab und seine Augen schlossen sich. Von einem eigentlichen Todeskampfe war nichts zu sehen. Er holte blos noch einmal tief Athem und starb dann mit einem Lächeln auf den Lippen."

„Und das konnte er auch mit Recht!" rief Margery, die Worte einzeln und schluchzend hervorstoßend. „Wenn jemals ein Mensch zur wohlverdienten Ruhe in den Himmel eingegangen ist, so ist es Mr. Thomas Godolphin. Er hat in dieser Welt schwere Leiden ertragen, nun aber hat Gott ihn in eine bessere aufgenommen."

Georg öffnete, von den Furien der Reue gestachelt, hastig das Fenster, um sein glühendes Antlitz an der frischen Nachtluft zu kühlen. Er richtete seine Augen empor zu dem blauen mondhellen Baldachin des Himmels, als ob er im Geiste die erlöste Seele sich zu demselben aufschwingen sähe. Er drückte seine beiden Hände auf die klopfende Brust, um seine Bewegung zu beschwichtigen.

Er bedurfte seiner ganzen Selbstbeherrschung, um nicht

in Schluchzen auszubrechen, wie Bexley gethan, und es ist möglich, daß er trotz seines Leichtsinns in diesem Augenblick den Himmel um Verzeihung für seinen Antheil an der Vergangenheit anflehte.

Wenn Thomas in seinem verklärten Zustand jetzt mit seinen liebenden Augen, seinem stets zur Verzeihung bereitwilligen Geiste auf ihn herabblicken konnte, so sah er, wie bitter, wie verzweiflungsvoll und aufrichtig diese Reue war.

Georg lehnte sein Haupt an das Fenstergewänd, um die äußere Ruhe wieder zu gewinnen, die ein Mann vor den Augen der Welt zu behaupten bemüht ist. Er lauschte dem Geläute der Sterbeglocke, welches so vernehmlich durch die stille Nachtluft hallte, und jeder einzelne Schlag schien ihn mit schmerzlicher Wucht ins Herz zu treffen.

Viertes Kapitel.

Man hätte meinen können, es sei Sonntag in Priors Ash, nur daß es an gewöhnlichen Sonntagen nicht so düster auszusehen pflegte. Die Kaufläden waren geschlossen, ein feiner Regen fiel und die große Glocke von Allerseelen ertönte in feierlichen Zwischenräumen.

Sie läutete zu Thomas Godolphin's Begräbniß. Früh und abends von acht bis neun Uhr hatte sie so seit dem Tage seines Todes geläutet, an diesem, dem letzten Tage aber hörte sie um neun Uhr nicht auf, sondern läutete fort, bis er in seine letzte Ruhestätte gebettet sein würde.

Die Einwohner schlossen, sowie es zehn schlug, ihre Läden, einige hatten sie sogar an diesem Tage überhaupt nicht geöffnet. Wenn sie dem Verstorbenen auch nicht immer im Leben die verdiente Achtung bewiesen hatten, so bewiesen sie ihm dieselbe wenigstens im Tode.

Auch nur eine Zeit lang und in der ersten Bestürzung und Ueberraschung ward Thomas Godolphin verkannt. Nun war er in die ewige Heimat eingegangen, zu dem barmherzigen Gott, dem er schon sein ganzes Leben gewidmet, und Priors Ash betrauerte ihn.

Die Glocke von Allerseelen schlug die elfte Stunde und der Kirchendiener kam aus der Kirche heraus und öffnete die Thore weit.

Der Leichenzug war schon von weitem sichtbar. Die Bewohner lugten durch die Ritzen ihrer Fensterläden und hinter den Gardinen hervor, um den Zug zu sehen, welcher unter feierlichem Glockengeläut langsam die Straße herauf-kam.

Viele hätten sich gern, um dem Todten ihre Liebe und Achtung zu bezeugen, dem Zuge angeschlossen, wenn man nicht gewußt hätte, daß die Familie alle dergleichen Demonstrationen vermieden zu sehen wünschte. Deshalb begnügten sich die Einwohner damit, daß sie ihre Häuser schlossen und den Tag als einen Trauertag begingen.

„Begrabt mich so schlicht und einfach als möglich", hatte Thomas Godolphin gesagt, als er fühlte, daß sein Ende herannahte. Unter den obwaltenden Umständen war dies auch in der That das Angemessenste. Thomas Godolphin war überhaupt allem Prunk in Bezug auf seine eigene Person von jeher so abhold gewesen, daß er höchst wahrscheinlich dieselbe Anordnung ertheilt hätte, selbst wenn er so gestorben wäre wie seine Vorväter, als Herr von Ashlydyat und als das reiche Haupt der Godolphins.

So aber waren blos ein Leichen- und ein Trauerwagen nach Ashlydyat bestellt worden.

Was bedeutet aber dann dieser lange Zug von nachfolgenden Wagen? Prachtvolle Equipagen, darunter viele mit Grafenkronen und vergoldeten Wappen, alle aber mit geschlossenen Vorhängen, bewegen sich in fast unabsehbarer Reihe vorüber. Lady Godolphin's Wagen ist

der erste und folgt unmittelbar auf den schwarzen Trauerwagen.

Diese Wagen sind von nah und fern aus verschiedenen Theilen der Umgegend herbeigekommen, um die Achtung ihrer Besitzer vor dem Manne auszudrücken, welcher durch sein Leben sich dieselbe erworben.

Gern, sehr gern wären diese Besitzer selbst mit herbeigekommen, um ihn zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten, wenn sie nicht durch denselben Beweggrund wie die bescheidenen Bewohner von Priors Ash zurückgehalten worden wären. Langsam erreichte der Zug das Thor des Kirchhofs, und die Bahre und der Trauerwagen machten Halt. Die übrigen Wagen fuhren in einer Reihe neben einander auf und warteten still und ruhig, während der Sarg vom Wagen herabgehoben ward.

Aus dem Trauerwagen stiegen blos zwei Leidtragende, Georg Godolphin und Lord Averil.

Der Rector von Allerseelen stand in seiner Amtstracht mit dem Buch in der Hand am Thor. Er drehte sich herum und sprach den Anfang des Gebetes bei Bestattung der Todten: „Ich bin die Auferstehung und das Leben."

Mit gemessenem Schritte folgten ihm die Träger des Sarges, deren Häupter durch das sammtene Bahrtuch verhüllt wurden.

Hierauf kamen Georg Godolphin und Lord Averil, ihre weißen Tücher an die Augen drückend, und hinter ihnen folgte Bexley, der sich mit einem Manne Namens Andrew, einem alten Diener von Ashlydyat, der aber jetzt zu Lady Godolphin's Haushalt gehörte, am Thore anschloß.

So begaben sie sich in die Kirche. Ehe der Rector wieder mit dem Buch in der Hand, aber nicht aus demselben lesend, zum Vorschein kam, hatte der Kirchhof sich ziemlich gefüllt. Einzeln oder zu zweien und dreien kamen die Zuschauer trotz der ungünstigen Witterung herein, um dem Begräbniß des Herrn von Ashlydyat beizuwohnen.

Die ehemaligen Comptoiristen der Bank hatten sich, so viele ihrer noch in Priors Ash waren, alle in Trauerkleidung versammelt.

Der Kirchendiener war heute nachsichtig. Es war ihm selbst sehr sonderbar zu Muthe, denn eine von den sehr wenigen Persönlichkeiten, welche dieser dünkelhafte Offiziant respectirte, weil er nicht anders konnte, war auch Mr. Thomas Godolphin gewesen, und wenn der Mensch sich selbst traurig und niedergeschlagen fühlt, so hat er in der Regel keine Lust, Andern gegenüber den Herrn zu spielen.

Und somit hatte der Kirchhof sich gefüllt, und der Kirchendiener hatte ruhig diese Neuerung gestattet und gestand mehreren seiner anwesenden Freunde und Bekannten unverhohlen, daß, wenn sein eigener Sohn begraben würde, ihm dies nicht tiefer zu Herzen gehen würde, als das Begräbniß eines so guten und vortrefflichen Herrn, wie Mr. Thomas Godolphin.

Der Rector von Allerseelen stellte sich zu Häupten des Grabes und las das Gebet, während der Sarg hinabgesenkt ward.

Georg stand ihm zunächst, dicht neben Georg Lord Averil, und die andern Leidtragenden auf der andern Seite.

Ihre Gesichter waren zur Erde geneigt und der feine Regen benetzte ihre entblößten Häupter.

Manche Gläubiger der Bank, die einen schweren Verlust erlitten, hatten sich mit herbeigeschlichen, um auf diese Weise schweigend an der Ceremonie Theil zu nehmen. Vielleicht thaten sie es, um ihr Gewissen zu beruhigen und gewissermaßen die bittern Worte zu sühnen, womit sie früher Thomas Godolphin überhäuft.

Mr. Snow war ebenfalls zur Stelle. Er hatte Abhaltung gehabt, kam aber jetzt noch im letzten Augenblick, gerade so, wie Georg sich vor Jahren bei Ethel Grame's Begräbniß herbeigestohlen.

Die heutige einfache Ceremonie bildete einen ergreifenden Gegensatz zu dem großartigen Schaugepränge, welches bei der letzten vorhergegangenen Bestattung eines Godolphin, nämlich Sir Georg's, entwickelt worden. Die Umstände waren aber auch jetzt andere als sonst.

Dachte der Rector von Allerseelen, als er jetzt mit seinem bleichen, strengen Gesicht dastand und seine sonore Stimme über die Gräber hallen ließ, an jenes Begräbniß zurück, wo der, dem jetzt das Gebet der Versammelten galt, als Hauptleidtragender hier gestanden hatte? Ohne Zweifel dachte er daran.

Dachte auch Georg daran? Der Rector blickte ihn einmal an und sah, daß es ihm schwer ward, seine Gemüthsbewegung zu bemeistern. Es war dies das erste Mal, daß er und Georg seit der verhängnißvollen Katastrophe einander sahen. Wie war es Georg zu Muthe, als er so hier stand zwischen den beiden Männern, an welchen er sich so schwer vergangen? Beneidete er Thomas Godol-

phin, der jetzt in seinem Sarge ruhte und, frei von den Drangsalen der Welt, zur ewigen Freude eingegangen war?

„Ich hörte eine Stimme vom Himmel und sie sprach zu mir: Schreib. Gesegnet sind die Todten, welche in dem Herrn sterben, denn der Geist sagt, daß sie ruhen von ihrer Arbeit.“

Das Schweigen war so tief, daß jedes Wort, welches den Lippen des Geistlichen entfiel, auf allen Punkten des Kirchhofs gehört werden konnte. Wenn jemals dieser Vers Anwendung auf die gebrechliche Menschennatur mit ihrem unaufhörlichen Kampf nach Heiligung erleiden konnte, so war dies hier der Fall.

Wie war es Georg zu Muthe? Gewiß war es eine schwere Prüfung für ihn, hier vor diesen Männern zu stehen, denen er so schwere Verluste zugefügt, am Grabe des guten Bruders, der ohne ihn vielleicht noch manches Jahr gelebt hätte. Sein Haupt war gebeugt, sein Gesicht ruhte in seinem Tuche und die Regentropfen schlugen auf sein goldenes Haar herab.

Neige Dich vorwärts, Leser, wie so viele der Zuschauer thun, und lies die Inschrift auf der Platte des Sarges. Es liegt ein wenig Erde auf demselben, aber die Inschrift ist sichtbar: „Thomas Godolphin von Ashlydyat, fünf und vierzig Jahre alt.“

Nur fünfundvierzig Jahre, während viele Menschen glauben, daß sie in diesem Alter das Leben erst beginnen.

Nun stand er, der letzte Godolphin von Ashlydyat, in der gewölbten Gruft neben seiner Mutter, die neben Sir Georg lag. Sollte diese Gruft bald wieder geöffnet werden?

In der That lohnte es kaum der Mühe, sie zu schließen.

Die Zuschauer begannen sich geräuschlos zu entfernen. In der allgemeinen Bewegung, die demzufolge entstand, drehte Georg sich plötzlich nach dem Rector herum und bot ihm die Hand.

„Wollen Sie mir nicht verzeihen, Mr. Hastings?“

Es war auf seiten des Rectors ein Zögern bemerkbar, welches dieser auch nicht im mindesten zu verhehlen suchte, dann aber legte er seine Hand doch in die ihm dargebotene.

„Ueber der Leiche Ihres Bruders kann ich nicht wohl anders“, antwortete er. „Ein Heuchler sein und sagen, ich verzeihte Ihnen, dies kann ich aber auch nicht, denn es wäre nicht wahr. Die Folgen des Verlustes, den Sie mir zugefügt, drücken uns täglich und stündlich auf hunderterlei Weise, und ich habe mich noch nicht in jene Stimmung versetzen können, welche gänzlicher Verzeihung vorangehen muß. Es liegt dies nicht blos an meinem guten Willen. Ich wünsche um Ihres Weibes und um meinetwillen Ihnen zu verzeihen. Ich bete täglich, daß es mir möglich werde, Ihnen zu verzeihen, ehe ich sterbe. Ich möchte nicht Ihr Feind sein. Ich wünsche Ihnen alles Gute, und zum Zeichen dessen reiche ich Ihnen meine Hand, aber Verzeihung auszusprechen steht noch nicht in meiner Macht. Wollen Sie vielleicht mit zu uns hereinkommen und Ihre Schwiegermutter besuchen?“

„Heute habe ich nicht Zeit dazu. Ich muß heute Abend nach London zurück, werde aber sehr bald wieder hier sein und dann meinen Besuch machen. Es war ein friedliches Ende!“

Georg schaute, während er diese letzten Worte sprach, träumerisch auf den Sarg hinab. Der Rector sah ihn an.

„Ein friedliches Ende, ja. Ihm konnte kein anderes beschieden sein.“

„Nein, ihm konnte kein anderes beschieden sein“, murmelte Georg.

„Möge Gott in seiner Barmherzigkeit uns allen ein eben solches zu Theil werden lassen, wenn unsere Zeit kommt.“

Eben als der Rector diese letzten Worte sprach, ertönte wieder die Glocke und verkündete Priors Ash, daß die letzten Ceremonien vorüber und die letzten Spuren von Thomas Godolphin vom Antlitz der Erde verschwunden seien.

Fünftes Kapitel.

„O Georg, kannst Du nicht bei mir bleiben?" rief Mary im Tone bitterer Klage, während sie sich erhob, um ihrem Gatten Lebewohl zu sagen. Er eilte fort, um noch mit dem Abendzuge nach London zu kommen.

Es schien, als hätte sie ihre Bitte nicht gern eher aussprechen, sondern bis auf den letzten Augenblick verschieben wollen. In der That aber hatte sie Georg fast den ganzen Tag nicht wieder zu sehen bekommen. Nach dem Begräbniß war er mit Lord Averil nach Ashlydyat zurückgefahren und erst spät am Nachmittage nach Hause gekommen.

Lord und Lady Averil, die so plötzlich von ihrer Hochzeitsreise zurückgerufen worden, waren am Abende vorher in Ashlydyat eingetroffen und wollten es nicht wieder verlassen.

Janet wollte in einigen Tagen abreisen und Bessy den nächsten Tag bei Lady Godolphin zubringen. Es war das letzte Mal, daß der Bruder und die beiden Schwestern beisammen waren, sicherlich auf mehrere Jahre, vielleicht auf immer, und Georg konnte daher nicht wohl sofort

davon eilen. Es gab Vielerlei zu besprechen und verschiedene kleine Andenken an Thomas zu theilen.

Mary war aufgefordert worden, diesen letzten Tag in Ashlydyat zuzubringen, und sie hatte es auch versprochen, am Morgen aber hatte sie, wie dies in der letzten Zeit zwei= oder dreimal der Fall gewesen, eine Anwandlung von außerordentlicher Schwäche gehabt und war nicht im Stande gewesen, ihr Bett zu verlassen.

Im Verlauf des Tages ward es ihr ein wenig besser, und als Georg in der Abenddämmerung nach Hause kam, war sie aufgestanden. Allerdings sah ihr Gesicht ungewöhnlich bleich aus; wenn aber Georg dieser Blässe einen Gedanken widmete, so vermuthete er zugleich, daß nur das neue schwarze Kleid mit dem Florbesatz daran schuld sei.

„Kaufe Dir blos ein Trauerkleid; ich will es bezahlen", hatte Janet rücksichtsvoll zu ihr gesagt. „Auf der Seereise kannst Du es nicht wohl tragen, und in Indien würde es zu heiß und zu schwer sein."

Es waren, wie Mary bei sich selbst dachte, auch noch andere Gründe vorhanden, aus welchen ein einziges Trauerkleid für sie genug wäre, namentlich daß sie wahrscheinlich nicht lange genug leben würde, um ein zweites zu bedürfen. Sie sprach sich jedoch weiter nicht hierüber aus, denn sie wußte es ja selbst nicht ganz gewiß.

Ihren Gatten hatte sie allerdings darauf aufmerksam gemacht, daß ihr Ende vielleicht nahe bevorstehe; dieser wollte aber nichts davon hören und suchte ihr einzureden, daß sie sich jedenfalls täusche. Auch mit Mr. Snow sprach

er unter vier Augen und bat ihn, für seine Gattin alle mögliche Sorge zu tragen, während er ihn zugleich fragte, ob wirklich Grund zu ernsten Befürchtungen vorhanden wäre.

Mr. Snow antwortete ihm so ziemlich in denselben Ausdrücken, wie er Margery auf eine ähnliche Frage geantwortet, nämlich daß er es nicht gewiß sagen könne. Allerdings sei sie sehr schwach, aber er sähe keinen Grund, warum sie nicht wieder zu Kräften kommen sollte, und was ihn selbst beträfe, so trüge er für sie alle nur mögliche Sorge.

Diese Antwort befriedigte Georg, und er beschäftigte sich nun eifrigst mit den Vorbereitungen zu seiner Abreise, wobei er einen Eifer entwickelte, der sich auch Mary mittheilte und sie zu dem Glauben verführte, daß sie doch vielleicht noch mitgehen könne.

Als er von dem Begräbniß nach Hause kam, brachte er ein in Papier gewickeltes Packet für Meta mit. Man hatte es unter Thomas Godolphin's Sachen gefunden und aus der Aufschrift ersehen, daß es für die Kleine bestimmt war. Georg hob Meta auf seine Kniee. Sein Gesicht war heute sehr ernst. Er öffnete das Packet.

Es enthielt eine Bibel, und auf dem weißen Blatt vor dem Titel stand von der eigenen Hand des Verstorbenen geschrieben: „Onkel Thomas' letztes und bestes Geschenk für Meta."

Aus dem beigefügten Datum ging hervor, daß er dies noch am Morgen seines Todestages geschrieben. Weiter unten standen die Worte: „Meine Wege sind Wege des Wohlgefallens und alle meine Pfade sind Frieden."

Und der Abend verging, und es ward für Georg allmälig Zeit, sich aufzumachen. Eben als er sich bückte, um seine Gattin zu küssen, war sie in jene Klage ausgebrochen.

„Ich muß fort, Theure. Bald aber werde ich wieder da sein."

„Nur noch ein kleine Weile — nicht lange!" hob sie wieder an.

Der Ton dieser Bitte berührte ihn tief und schmerzlich.

„Wenn es möglich wäre, so würde ich noch bleiben, aber es ist nicht möglich. Ich kam blos auf einen Tag, wie Du weißt, Mary, und ich bin über eine Woche geblieben. Es wird nicht lange mehr dauern, so müssen wir unter Segel gehen, und ich habe mit den Zurüstungen zu unserer Reise noch alle Hände voll zu thun."

„Ich bin so viel allein gewesen", schluchzte sie krampfhaft. „Ich schlage mich dann mit allerhand Gedanken herum und meine Genesung wird dadurch sicherlich nicht gefördert. Du bist, seitdem jenes Unglück über uns hereingebrochen, fast immer abwesend gewesen."

„Ich konnte nicht anders. Ich bin nicht im Stande, hier in Priors Ash lange zu weilen", rief er, einmal der Wahrheit die Ehre gebend. „Wärest Du und Thomas nicht gewesen, so hätte ich nie wieder einen Fuß in diesen Ort gesetzt. Jetzt aber muß ich in London sein, denn es gibt für uns noch eine Menge Dinge zu besorgen. Fasse Muth, Theure. Noch eine kleine Weile und wir sind wieder beisammen und so glücklich, wie wir früher waren."

„Mr. Georg", sagte Margery, den Kopf zur Thür hereinsteckend, „wollten Sie nicht mit dem Neunuhrzuge fort?"

„Allerdings", antwortete Georg.

„Nun, dann müssen Sie schnell machen, wenn Sie nicht zu spät kommen wollen“, brummte Margery.

Georg ergriff seinen kleinen Handkoffer und warf Meta ein Kußhändchen zu.

Die Kleine, welche daran gewöhnt war, daß man viel Aufhebens von ihr machte, begriff nicht, wie ihr Papa auf einmal einen so kurzen Abschied von ihr nehmen könne, und stierte dem Forteilenden nach oder vielmehr die Thür an, durch welche er verschwunden war.

Margery hatte Recht, und Georg fand, daß er wirklich eilen müsse, wenn er den Zug nicht versäumen wollte.

Mary schloß mit krampfhaftem Schluchzen ihr Töchterchen in die Arme und setzte sich auf das Sopha.

„Mama, Mama“, rief Meta, „Du weinst wohl über den armen Onkel Thomas?“

„Nein“, entgegnete Mary in der Bitterkeit ihres Herzens. „Wenn wir da wären, wo Onkel Thomas ist, dann wären wir glücklich. Ich weine über uns, daß wir noch leben, Meta.“

„Na, was soll mir denn das heißen? Glauben Sie, Mistreß Godolphin, daß dies die rechte Art und Weise ist, um wieder zu Kräften zu kommen?“ rief plötzlich Mr. Snow.

Sie hatte ihn nicht hereinkommen hören, denn sie schluchzte gar so laut.

Meta, die sich stets freute, wenn Besuch kam, rutschte sofort von dem Schooß ihrer Mama herunter, und Mr. Snow zog sich einen Stuhl vor Mary und sah ihr eine Weile zu, während sie ihre Thränen zu trocknen versuchte.

Er rückte ein wenig auf die Seite, damit das Licht der

Lampe, welche hinter ihm stand, auf das Gesicht der Patientin fiele.

„Nun haben Sie die Güte, mir zu sagen, was es gibt."

„Ich bin verstimmt, mißmuthig und niedergeschlagen", sagte Mary in gedämpftem, fast verlegenem Tone.

„Mißmuthig und niedergeschlagen!" wiederholte Mr. Snow. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich so heiter als möglich zu sein suchen. Ich für meine Person wünschte, daß Verstimmung, Mißmuth und Niedergeschlagenheit niemals erfunden worden wären. Eine Frau von Ihrem Verstande sollte sich mit dergleichen Dingen nichts zu schaffen machen, Mistreß Godolphin."

„Mr. Snow", unterbrach ihn eine gern sich überall einmischende kleine Stimme, „Papa ist wieder nach London. Er ging fort, ohne ordentlich Abschied von mir zu nehmen."

„Dann bist Du wahrscheinlich unartig gewesen, mein Kind."

Meta schüttelte sehr energisch den Kopf, Mr. Snow wendete sich aber sofort wieder zu Mary.

„Also wegen Ihres herumvagabundirenden Mannes hatten Sie geweint!" sagte er. „Ich dachte mir es wohl. Er hätte mich an dem Gartenpförtchen beinahe über den Haufen gerannt. »Gehen Sie hinein und besuchen Sie meine Frau, Snow!« rief er mir zu; »sie braucht stärkende Mittel oder so etwas.« Sie brauchen aber stärkende Mittel bei weitem nicht so nothwendig als gesunden Menschenverstand, Mistreß Godolphin."

„Ach, ich bin so schwach!" flüsterte sie im Tone der Entschuldigung. „Jede Kleinigkeit bringt mich jetzt aus der Fassung."

„Aber was können Sie dann erwarten? Wenn ich den ganzen Tag zu Hause sitzen und mich abängsten wollte, dann wäre ich ein niedlicher Arzt für meine Patienten. Ich möchte wissen —"

„Haben Sie schon mein neues schwarzes Kleid angesehen?" fragte Meta.

Sie konnte es nicht gut leiden, wenn man sie längere Zeit unbeachtet ließ. Deshalb hatte sie jetzt ihre weiße Schürze emporgehoben und sich vor den Arzt gestellt, damit er ihr neues Kleid bewundere.

„Das ist wirklich sehr nett", entgegnete Mr. Snow.

„Nein, nett ist es nicht", entgegnete Meta. „Meine netten Kleider liegen in der Kommode. Dieses da soll nicht nett sein, denn ich trage es zur Trauer um Onkel Thomas, der nun im Himmel ist, Mr. Snow."

„Ja, Kind, Onkel Thomas ist im Himmel, und für Dich wäre es am besten, Du wärest im Bett."

„Ich bin aufgeblieben, weil Papa fort wollte", entgegnete Meta in fast ärgerlichem Tone. „Er sagte, ich sollte aufbleiben. Onkel Thomas hat mir auch noch ein sehr schönes Buch geschickt, eine Bibel. Mama sagt, ich dürfe nie vergessen, früh und abends darin zu lesen, auch dann nicht, wenn sie bei Onkel Thomas im Himmel wäre."

Mr. Snow erhob sich, öffnete die Thür und rief Margery, indem er sie fragte, ob sie glaube, daß es der Gesundheit kleiner Mädchen zuträglich sei, wenn sie zu dieser Stunde noch nicht im Bett lägen.

Margery kam sofort herbeigeeilt und erklärte, ihr Herr sei daran schuld, denn dieser habe die Kleine noch nicht zu Bett gehen lassen. Wenn er, setzte sie hinzu, sie erst

drüben in Botanybai habe und sie, Margery, nicht zur Hand sei, um auf Ordnung zu sehen, werde er sie wahrscheinlich bis Mitternacht aufbleiben lassen.

„Nun, dann wollt Ihr selbst also nicht mitgehen?“ rief Mr. Snow.

Nein, sie ginge nicht mit, antwortete Margery, sie müßte denn einmal den Verstand verlieren und abreisen, ehe sie ihn wiedergefunden. Fremde Menschen könne sie hier daheim auch genug sehen und Elephanten allenfalls auch. Jeder, der sechs Pence bezahle, könne eine reisende Menagerie in Augenschein nehmen und bei dieser Gelegenheit dergleichen indische Bestien mit Muße betrachten.

Mit Meta hatte sie noch einen kleinen Kampf zu bestehen. Die Kleine hatte noch keine Lust, zu Bett zu gehen, und wollte die Einmischung eines Fremden nicht dulden.

Margery wollte endlich kurzen Proceß machen und Meta trotz ihres Schreiens und Strampelns forttragen, als Mary sich erhob.

„Setzt sie noch einen Augenblick nieder, Margery“, sagte sie. Nachdem dies geschehen, faßte sie die Kleine in ihre Arme und flüsterte ihr ins Ohr: „Sei artig um meinetwillen, mein Kind. Ich bin nicht wohl, und ich glaube, es wird mit mir noch weit schlimmer. Kränke Deine Mama nicht; Du hast sie vielleicht nicht mehr lange. Jetzt sage Mr. Snow gute Nacht.“

Liebend und gehorsam eilte die Kleine sofort auf Mr. Snow zu und streckte ihm die Hand entgegen, während die Thränen des Widerstandes auf ihren Wangen trockneten.

„Ich gehe um Mamas willen“, sagte sie. „Gute Nacht, Mr. Snow.“

Man hörte sie noch heiter plaudern, während sie mit Margery die Treppe hinaufging.

Mr. Snow sprach noch lange mit Mary. Er schärfte ihr ein, dies zu thun, jenes zu lassen, mit dieser Medicin fortzufahren, jene andere beiseite zu setzen. Er drohte ihr mit unerhörten Strafen, wenn er sie wieder so heftig weinend ertappe und sich geberden sehe wie die Heldin eines Trauerspiels.

Dabei vergaß er nicht, ihr zu versprechen, daß sie in ganz kurzer Zeit wieder gesund sein würde, wenn sie sich seinen Weisungen füge und sich zu beherrschen suche.

Vielleicht waren die Versprechungen ebenso unhaltbar als jene, welche Georg seinem Töchterchen gemacht hatte.

Noch in derselben Nacht ward Mr. Snow wieder zu Mary gerufen.

Margery schlief ruhig und die Kleine in ihrem Bettchen neben ihr, als sie plötzlich von Jemand geweckt ward, der über sie gebeugt stand.

Es war ihre Herrin im Nachtgewand.

Margery fuhr sofort und augenblicklich vollkommen wach in die Höhe und fragte, was es gäbe.

„Margery, ich komme zu spät", sagte Mary. „Das Schiff liegt zum Absegeln bereit und ich bin mit meinen Sachen noch lange nicht zu Stande. Ohne meine Sachen kann ich aber nicht gehen."

Margery, welche Erfahrung in Krankheiten aller Art hatte, sah sofort ein, um was es sich handelte. Sie errieth, daß ihre Herrin plötzlich aus einem lebhaften Traum erwacht war und bei ihrem schwachen Zustand ihre Sinnestäuschung nicht sofort von sich abzuschütteln vermochte.

In der That war sie in jenem halbbewußten Delirium befangen, wovon gewisse Kranke, die an lang anhaltender außerordentlicher Schwäche leiden, des Nachts leicht befallen werden.

Sie stand da, wie sie aus dem Bett kam, ohne Pantoffeln an den Füßen und ohne etwas um die Schultern geworfen zu haben. Als Margery ihr einen warmen wollenen Shawl über die Schultern warf, fühlte sie die unheilverkündende Feuchtigkeit des Nachtgewandes.

Ein Paar ihr selbst gehörige Tuchschuhe standen neben ihrem Bett und diese steckte sie hastig an die Füße ihrer Herrin.

„Gehen Sie so rasch als möglich in Ihr Bett, Mistreß Godolphin, und dann wollen wir schon sehen, wie es mit den Sachen steht.“

Ehe eine Minute verging, lag Mary wieder in ihrem Bett und Margery deckte sie warm zu. Letztere blieb im Schlafzimmer und sprach mit ihrer Herrin und ging auf ihre Ideen ein, bis sie wieder vollständig zum Bewußtsein kommen würde.

„Es wird zu spät werden, Margery, um die Sachen alle zusammenzubringen. Wir haben nicht genug Zeit mehr, um alles ordentlich einzukaufen und in Stand zu setzen. O Margery, das Schiff darf nicht ohne mich abgehen! Was sollen wir thun?“

„Ich will gleich morgen früh dem Schiffe telegraphiren lassen, damit es seinen Abgang noch ein paar Wochen aufschiebt“, rief Margery in ernsthaftem, bestimmtem Tone. „Machen Sie sich keine Sorge, Mistreß Godolphin. Es wird nichts versäumt werden. Schlafen Sie jetzt ganz

ruhig wieder ein, und sobald es Tag wird, werden wir sehen, was weiter zu thun ist.“

So sprach Margery noch eine Weile und wie sie für die Anschaffung eines Vorraths von allerhand Dingen sorgen werde.

Ein wenig verwundert, daß sie keine Antwort, keinen fernerweiten Ausdruck von Furcht hörte, betrachtete Margery ihre Herrin bei dem Schein der Nachtlampe näher, um zu sehen, ob sie vielleicht wieder eingeschlafen wäre. Sie war aber nicht wieder eingeschlafen. Still, kalt, bleich, ohne Bewußtsein oder Bewegung lag sie da und Margery, die sonst nicht so leicht zu erschreckende Margery, hätte beinahe laut aufgeschrien.

Mary war ohnmächtig geworden.

Margery begriff nicht, warum dies geschehen, da ihre Herrin doch hatte einschlafen sollen. Margery verstand dies nicht blos nicht, sondern es gefiel ihr auch nicht, und erschrocken eilte sie deshalb hinauf zu ihrer Wirthin, Mistreß James, und bat sie, ihren Sohn nach Mr. Snow zu schicken.

Als der Arzt in das Schlafzimmer ihrer Herrin trat, war diese sowohl aus ihrer Ohnmacht als auch aus ihrer Sinnestäuschung erwacht. Er schien das Geschehene nicht für sehr gefährlich zu halten, wenigstens nicht für halb so gefährlich als den heftigen Paroxysmus, in welchem er die weinende Mary früher am Abend angetroffen.

Jetzt handelte es sich um weiter nichts, glaubte er, als den möglichen Folgen der zurückgebliebenen Erschöpfung vorzubeugen. Er verordnete etwas Stärkendes und sagte, er werde am Morgen bei Zeiten wieder dasein.

„Ich werde die noch übrigen Stunden der Nacht hier bleiben und wachen", sagte Margery, als er sich entfernte.

Mary aber wollte davon nichts hören.

„Ich bin nicht krank, Margery", sagte sie; „es ist alles vorüber. Ich bestehe darauf, daß Ihr Euch wieder in Euer Bett verfügt."

„Na, dann sehen Sie aber auch nur zu, daß Sie nicht wieder so häßliche Träume haben", entgegnete Margery. „Das taugt durchaus nichts. Sie können sich, wenn Sie aus Ihrem warmen Bett die Treppe hinaufgehen, zu Tode erkälten. Und bedenken Sie doch auch die Kleine! Wenn diese bei Ihrem Eintritt erwachte, wer weiß, welche nachtheiligen Folgen der Schreck auf sie äußern würde."

Dies war aber blos der Anfang. In jeder Nacht ward Mary von diesen Anwandlungen halben Deliriums befallen. Mr. Snow kam und kam und machte ein bedenkliches Gesicht, verdoppelte die stärkenden Mittel und änderte sie, plauderte, scherzte und schalt. Aber alles schien vergeblich zu sein, denn es ward mit seiner Patientin nicht besser.

Welche langweiligen, ermüdenden Stunden und Tage waren es, wo sie so allein dalag und mit ihrer Krankheit kämpfte!

Und dennoch konnte Mr. Snow keine eigentliche Krankheit entdecken, sondern blos eine Schwäche, an welche er nur halb glaubte.

Sechstes Kapitel.

Janet und Bessy Godolphin saßen bei Mary. Die Zeit, wo Janet Ashlydyat verlassen sollte, war da und sie machte daher jetzt Mary ihren Abschiedsbesuch.

Diese sah, als ihre Schwägerinnen eintraten, ziemlich wohl aus und saß mit ihren schwachen Händen arbeitend am Fenster.

Es war keine sehr poetische Beschäftigung, welcher sie oblag, aber dennoch eine, welche auch verrichtet sein will. Sie stopfte nämlich Strümpfe für ihre Kleine.

Diese, deren Aermel und weiße Schürze mit schwarzem Band aufgebunden waren, während ihre goldenen Locken ihr etwas unordentlich um den Kopf herumhingen, denn sie hatte sich eigenmächtig von Margery losgerissen und war trotz des kalten Windes im Garten herumgesprungen, stand jetzt mit ihren glatten, frischen, rosigen Wangen am Feuer, während ihre Puppe und eine ganze Puppengarderobe um sie herum auf dem Herdteppich lagen.

Mary legte, als ihre Schwägerinnen in tiefer Trauerkleidung eintraten, ihre Arbeit weg und erhob sich, um ihnen die Hand zum Willkommen zu reichen, worauf sie ihnen

Stühle herbeitrug und überhaupt alles that, was man zu thun pflegt, wenn man gute Freunde und Bekannte empfängt.

Sie schien sich ziemlich wohl zu befinden, und in Augenblicken der Erregung — der geringfügigste Umstand reichte jetzt hin, um sie aufzuregen — ward sie so zu sagen von künstlicher Kraft beseelt und aufrecht erhalten.

Meta trippelte hin und her, warf ihre Puppe in einen Winkel, die Garderobe derselben anderswohin, plauderte unaufhörlich und erzählte Bessy von dem großen Elephanten, den ihr Papa ihr in Indien kaufen würde, um darauf zu reiten.

Bessy war nicht sowohl mitgekommen, um blos Janet zu begleiten, als vielmehr in einer besondern Absicht, nämlich um sich eines ihr von Lady Godolphin ertheilten Auftrags zu entledigen.

Mylady, welche vielleicht der Meinung war, daß ihre Ungnade nun lange genug gedauert habe, hatte Bessy ersucht, Mary einzuladen, vor ihrer Abreise nach Calcutta eine Woche in der Folly zu verleben.

Sie würde, hatte sie Bessy aufgetragen, zu sagen, in eigener Person gekommen sein, um Mary einzuladen, wenn sie nicht durch Unwohlsein ans Haus gefesselt wäre.

Diese Einladung erstreckte sich auch auf Meta, was ein ganz besonderer Beweis von Aufmerksamkeit war, denn Lady Godolphin war keine Freundin von Kindern, solange dieselben in dem Alter standen, wo sie ihrer Umgebung lästig zu fallen pflegen, und Meta war daher, soweit man sich erinnern konnte, das erste, welches Zutritt in ihr Haus erhielt.

„Sie wollte Meta eigentlich nicht mit einladen", sagte die stets offen mit der Sprache herausgehende Bessy; „ich sagte aber, ich wolle schon dafür sorgen, daß die Kleine in Lady Godolphin's Gegenwart nicht zu viel Lärm mache. Du wirst doch kommen, Mary? Du brauchst blos irgend eine beliebige Zeit zu bestimmen, dann wird der Wagen Dich abholen."

Mary ließ einen gepreßten Seufzer hören.

„Lady Godolphin ist sehr gütig. Sage ihr, Bessy, daß ich ihre Güte vollkommen zu würdigen verstehe, aber ich bin jetzt noch nicht wohl genug, um das Haus verlassen zu können."

„Ich dachte mir, Du würdest jetzt mit den Vorbereitungen zu Eurer Abreise so viel zu thun haben, daß Du nicht auf eine ganze Woche abkommen könntest", bemerkte Janet. „Indessen was das betrifft", setzte sie in freundlicherem Tone hinzu, „so mußt Du dies alles am besten wissen."

„Nein, ich kann auch ohnehin die Einladung nicht annehmen, Janet. Ich bin noch nicht kräftig genug. Bessy wird die Güte haben, dies Lady Godolphin auseinanderzusetzen. Ich kann jetzt vor Mittag nicht aufstehen."

Bessy sah sie an.

„Aber, Mary", sagte sie, „wenn Dir Deine Kräfte nicht einmal erlauben, eine Woche auf Besuch zu gehen, wie sollst Du dann kräftig genug sein, um eine drei- oder viermonatliche Reise über den Ocean zu unternehmen?"

Mary schwieg eine Weile, ehe sie diese Frage beantwortete. Sie schaute gerade vor sich hin, als ob sie in der Ferne, in der Zukunft etwas sähe.

„Ich denke sehr oft an unsere bevorstehende Reise und fühle so manchen Zweifel in mir erwachen“, hob sie nach einer Weile an. „Wenn ich nur von hier fortkommen kann und Kräfte genug habe, um das Schiff zu erreichen, so kann ich mich ja dann in meine Koje legen. Sollte ich wirklich sterben, ehe ich Indien erreiche, so wäre dann Georg doch wenigstens bei mir.“

„Kind!“ fiel Janet ihr fast heftig ins Wort, „was sagst Du da?“

Mary schien die Unterbrechung kaum zu hören. Sie schaute noch immer zitternd vor sich hin. Ihre weißen Hände lagen gefaltet auf ihrem schwarzen Kleide und sie hob, als sie ihren Gedanken folgte, wieder an:

„Meine größte Furcht ist, daß ich am Ende nicht im Stande bin, London zu erreichen und dann an Bord gebracht zu werden, sodaß Georg doch noch genöthigt sein würde, mich zurückzulassen. Dieser Gedanke martert mich fortwährend, und fast alle Nächte träume ich, daß das Schiff fort und ich zurückgeblieben sei. Ich wollte, ich hätte diese Träume nicht.“

„Nimm Lady Godolphin's Einladung an, Mary, und komme zu uns herüber in die Folly“, sagte Bessy im Tone der Ueberredung. „Es wird dies das allerbeste Mittel sein, um diese Befürchtungen zu verscheuchen, denn diese haben ihren Grund in nichts Anderem als in Schwäche.“

„Ja, so sage ich am Tage auch bei mir selbst und suche mich zu überzeugen, daß diese nächtlichen Phantasien blos die Folge von Schwäche sind“, stimmte Mary bei, denn Bessy's Bemerkung schien sie ein wenig aus ihrem Hinbrüten aufzurütteln. „Ich bin aber nicht wohl genug, um

einen Besuch in der Folly zu machen, Bessy. Margery kann Dir sagen, wie krank ich jede Nacht bin, wenn ich aus diesen fieberhaften Träumen erwache. In der ersten Nacht, wo mir dies begegnete, holte man Mr. Snow, denn ich ward ohnmächtig."

„Liebe Mary", sagte Janet in ruhigem, ermuthigendem Tone, „der Uebergang in die Seeluft und zu ganz verschiedener Lebensweise auf dem Schiffe kann Dir in unglaublich kurzer Zeit wieder zu Gesundheit und Kräften verhelfen."

„Zuweilen glaube ich dies auch", antwortete Mary. „Eines Nachts hatte ich einen angenehmen Traum", setzte sie etwas belebter hinzu. „Ich träumte, wir wären glücklich in Calcutta angelangt und ich und Georg und Meta säßen unter einem Baum, dessen Blätter breiter waren als ein Regenschirm. Es war sehr heiß, aber die Blätter gewährten uns Schatten und ich schien mich wohl zu fühlen, denn wir lachten alle heiter mit einander. Es ist wenigstens möglich, daß dieser Traum in Erfüllung geht."

„Ja wohl", stimmte Janet bei. „Hast Du schon große Vorbereitungen zu der Reise getroffen?"

„Nein, noch nicht. Kleider sind jetzt so schnell zu haben. Georg besprach die Sache mit mir, als er das letzte Mal hier war, und wir kamen überein, kurz vor dem Abgang des Schiffs eine Liste der Gegenstände, die wir bedürfen, an den Lieferanten zu schicken, damit die Sachen nicht erst hierher gesendet, sondern gleich in London eingepackt werden."

„Und Margery?" fragte Janet.

„Was diese zu thun beabsichtigt, weiß ich nicht", antwortete Mary, den Kopf schüttelnd. „Sie erklärt zehnmal

täglich, daß sie nicht mitreisen werde; gleichwohl sehe ich, daß sie alle ihre Kattunkleider sorgfältig ausbessert, und einmal hörte ich sie zu Meta sagen, sie glaube, dort könne man nichts Anderes tragen als den leichtesten Kattun. Ich wüßte auch in der That nicht, was ich ohne Margery auf der Reise beginnen sollte. Georg sagte ihr, sie solle sich die Sache überlegen und, wenn er das nächste Mal käme, sich bestimmt erklären. Und wie steht es mit Dir, Janet? Wann wirst Du wieder einmal nach Priors Ash kommen?"

„Ich glaube nicht, daß ich jemals wieder hierher zurückkehren werde", antwortete Janet. „Die Erinnerungen an diesen Ort werden für mich nicht so angenehm sein, daß ich mich versucht fühlen sollte, meine Bekanntschaft mit demselben zu erneuen. Was verlasse ich wohl hier? Nichts weiter als das Grab meines Bruders, meines Vaters und meiner Mutter. Cecily hat nun ihre neue Welt für sich, und Bessy kann mich in Schottland besuchen."

„Bexley wird Dich begleiten, wie ich höre."

„Ja, der alte Diener meiner Tante ist nicht mehr fähig, viel zu leisten. Er ist zweiundvierzig Jahre in der Familie. Bexley wird ihn ersetzen. Ich — was gibt's, Kind?"

Mit diesen letzten Worten wendete Janet sich zu Meta, welche plötzlich gewaltigen Lärm zu machen begann. Während sie nämlich in einem tiefen Korbe nach einigen Puppenkleidern gesucht, um dieselben Bessy zu zeigen, war sie auf ein allerliebstes, kunstreich garnirtes Kleidchen gestoßen, welches für die Puppe offenbar zu groß war. Natürlich kam Meta sofort zu dem Schluß, daß es für sie bestimmt sei, und sie liebte den Putz ebenso sehr als andere heranwachsende Damen.

Sie zog deshalb das Kleid sofort aus dem Korbe hervor, eilte zu ihrer Mama und fragte, ob es nicht ihr gehöre und wann sie es anziehen dürfe. Dabei achtete sie nicht darauf, daß sie noch zwei lange Streifen der noch nicht vollständig angesetzten Garnitur hinter sich herschleppte.

Ach, welche Erinnerungen erwachten in Mary bei diesem Anblick! Jener längst vergangene Tag, der letzte ihres Glücks, wo sie so fleißig gearbeitet, um dieses Kleidchen fertig zu bringen, stieg lebhaft vor ihrem innern Auge empor. Sie sah sich im Geiste, wie sie im Bankhause in ihrem angenehmen Morgenzimmer saß, fröhlich ihre Nadel handhabte und keine Ahnung davon hatte, daß eben in diesem Augenblick die Fensterläden der Bank geschlossen wurden. Seit dieser Zeit hatte Mary sich nicht überwinden können, dieses Kleid wieder zum Vorschein zu bringen und das Fertigmachen desselben zu versuchen.

„Geh, heb es wieder auf, Meta", sagte sie mit matter Stimme.

Bessy aber, die fleißige, praktische Bessy, hatte mittlerweile das Kleidchen ergriffen.

„Erlaube mir, es Dir fertig zu machen, Mary", sagte sie. „Es wird dies in Indien ein sehr hübsches, kühles Kleidchen für die Kleine sein. Was noch daran zu thun ist, wird mich höchstens einige Stunden Zeit kosten. Ich will es mit nach Hause nehmen."

Mary murmelte, um sich zu entschuldigen, etwas von der Krankheit, durch welche sie abgehalten worden, das Kleid selbst fertig zu machen. Sie wußte wohl, daß eine liegen gebliebene Arbeit in den Augen der pedantischen Janet für eine Cardinalsünde galt.

Bessy faltete das Kleid zusammen, um es mitzunehmen, und Janet erhob sich.

„Bleibe sitzen, Kind", sagte sie, indem sie sich über Mary neigte, welche zurückgelehnt in ihrem Stuhl saß und außerordentlich matt und unwohl aussah. „Ich kann Dir auch so Lebewohl sagen, ohne daß Du Dich aufzurichten brauchst. Da, nimm das, liebes Kind", flüsterte sie. „Es ist für Dich selbst."

Mit diesen Worten drückte Janet ihr vier Goldstücke in die Hand.

Mary's Gesicht ward dunkelroth.

„Du kannst es ohne Bedenken nehmen, Mary", sagte Janet. „Es ist in meiner Börse überflüssig. Meine Tante schickte mir heute ein sehr schönes Geschenk zur Bestreitung der Trauer und der Reisekosten, weit mehr, als ich brauche."

„Ich versichere Dir, Janet, daß es mir auch an nichts gebricht. Georg ließ mir, als er fortging, fünf Pfund da und ich habe diese Summe noch nicht zur Hälfte ausgegeben. Du glaubst nicht, wie wenig wir brauchen. Ich esse fast gar nichts und Margery scheint hauptsächlich von Mehlbrei zu leben. Blos Meta verursacht einigen Aufwand."

„Aber Du solltest essen, Kind!"

„Ich kann nicht", entgegnete Mary. „Der Schmerz im Halse, den ich nie los werde, macht es mir unmöglich."

„Was ist das für ein Schmerz?" fragte Janet.

„Das weiß ich selbst nicht recht. Er fand sich mit unserm übrigen Unglück zugleich ein. Ich fühle mich stets unwohl, Janet. Es ist mir immer, als fröstelte ich inner-

lich, und der Schmerz im Halse ist bald mehr, bald weniger bemerkbar, schwindet aber nie ganz."

Janet sah die Kranke forschend an. Sie hörte den schüchternen, resignirten Ton, sie sah das bleiche, abgezehrte Gesicht, die magern Hände, die bei jeder vorübergehenden Bewegung schwer arbeitende Brust, den traurigen Blick der sanften Augen, und zum ersten Mal erwachte in ihr die Vermuthung, daß binnen kurzem ein zweites Leben erlöschen werde.

„Was hat denn Georg vor, daß er nicht hier ist und Dich pflegt?" fragte sie in seltsam strengem Tone.

„Der Aufenthalt in Priors Ash ist ihm unerträglich", flüsterte Mary. „Hätte er es nicht aus Rücksicht auf mich und Thomas gethan, so wäre er gar nicht wieder hierher zurückgekehrt. Uebrigens hat er wohl auch in London zu thun, denn es gibt jedenfalls nun Vielerlei zu besorgen."

Janet bückte sich und küßte Mary zweimal.

„Nimm Dich in Acht", sagte sie zu ihr, „und thue alles, was in Deinen Kräften steht, um Dein Gemüth ruhig zu erhalten und Dich allmälig wieder zu erholen. Ehe Du abreisest, sollst Du noch einmal von mir hören."

Margery stand in der kleinen Hausflur. Miß Bessy war im Garten und suchte die rebellische Meta zu haschen, welche zum zweiten Mal durch die geöffnete Thür entschlüpft war, indem sie an der erzürnten Margery und der ausgestreckten Hand, die sie festhalten wollte, mit fröhlich herausforderndem Gelächter vorbeirannte. Janet blieb stehen, um Margery anzureden.

„Nun, wie steht's? Werdet Ihr mit nach Indien gehen oder nicht, Margery?"

„Ach, ich weiß selbst nicht, was ich machen soll, Miß Janet“, antwortete die alte Dienerin in vertraulichem Tone. „Ohne mich würde dieses wilde Kind niemals lebendig die jenseitige Küste erreichen. Sie würde an der Schiffswand hinaufklettern und zehnmal ertrinken, ehe die Reise zu Ende wäre. Sehen Sie sie nur jetzt! Und wer soll denn da drüben Aufsicht über sie führen unter den dort heimischen Thieren, den Elephanten und den schwarzen Menschen? Wenn ich glauben müßte, daß sie da drüben eine schwarze Bestie von einem Weibe mit einem gelben Turban auf dem wolligen Haar zur Wärterin bekäme, so möchte ich sie lieber erwürgen, ehe noch die Reise angetreten wird. Miß Janet, ich möchte gern über diesen und einige andere Punkte mit Ihnen sprechen, wenn Sie mir vor Ihrem Wegzuge noch ein halbes Stündchen schenken können.“

„Das wird sich wohl thun lassen, Margery. Vielleicht könnt Ihr heute Abend zu mir nach Ashlydyat kommen. Ich will, wie Ihr wißt, morgen mit dem Frühzuge fort. Margery“, setzte sie in ernstem Tone hinzu, „Eure Herrin scheint mir die sorgfältigste Pflege zu bedürfen.“

„Die bedarf sie schon lange“, antwortete Margery gelassen.

„Sie muß alles, was ihr Stärkung bringen kann, in Ueberfluß erhalten.“

„Das glaube ich auch“, bemerkte Margery; „sie genießt aber nichts, Miß Janet. Sie sagt, sie könne nicht essen und trinken. Uebrigens haben wir auch nicht viel, was für sie paßte. In der Bank wurden an einem Tage mehr Delicatessen verzehrt, als wir jetzt in einem ganzen Monat zu sehen bekommen.“

„Wo ist denn Euer Herr?“ wiederholte Janet in einem Tone, der nicht weniger scharf war als der, in welchem sie dieselbe Frage an Mary gethan.

„Der!“ rief Margery mit der plötzlichen Entrüstung, welche die Nennung ihres Herrn niemals verfehlte in ihr hervorzurufen. „Wahrscheinlich reitet er mit seiner Freundin Mistreß Pain spazieren. Man erzählt, daß sie in London sehr häufig zusammen gesehen werden.“

Hier ward das Gespräch der Beiden unterbrochen. Bessy kam herein und brachte den kreischenden, lachenden Wildfang getragen, und Margery begleitete, nachdem sie Meta durch einige derbe Worte zur Ruhe verwiesen, die Schwestern Godolphin den Kiesweg hinab, um ihnen das kleine Gartenpförtchen zu öffnen.

Mary, welche regungslos auf dem Sopha lag, auf welches sie sich, sobald sie allein war, erschöpft und ermüdet hingeworfen, hörte Margery's entrüstete Bemerkung über Charlotte Pain durch die blos angelehnte Thür und ein plötzlicher Ausdruck von Schmerz zuckte über ihre Stirn. In ihrer Hand lagen die vier Goldstücke, welche Janet ihr gegeben. Sie betrachtete dieselben nachdenklich und murmelte dann:

„Ich kann ihr schon die Hälfte davon geben.“

Als Margery wieder in das Haus hereinkam, ward sie von ihrer Herrin ins Zimmer gerufen.

„Habt Ihr diesen Nachmittag sehr viel zu thun, Margery?“ fragte Mary.

Margery entgegnete brummend, sie habe vielleicht nicht allzu viel zu thun, obschon es immer genug zu besorgen gebe.

„Nun, könnt Ihr dann vielleicht nach den Hütten am

Weidensumpfe gehen? Ich möchte gern die alte Bond sprechen. Bittet sie, herzukommen. Es wird das für Euch und Meta ein ganz hübscher Spaziergang sein."

Margery machte ein zweifelhaftes Gesicht. Der Wind kam von Osten und konnte daher für Meta leicht nachtheilig sein. Uebrigens war die alte Bond nach Margery's Ansicht auch nirgends besser aufgehoben als in ihren eigenen vier Pfählen. Dennoch aber weigerte Margery sich nicht. So mürrisch und widerspenstig sie auch von Gemüth zu sein schien, so war sie doch eine viel zu gute Dienerin, als daß sie versucht hätte, sich gegen den Willen ihrer Herrin aufzulehnen.

Demgemäß kleidete sie sich und Meta an und machte sich mit dieser auf den Weg.

Kaum aber waren sie fort, so kamen sie auch schon wieder und die alte Bond mit ihnen, denn sie hatten dieselbe fast unmittelbar, nachdem sie das Haus verlassen, von weitem erblickt.

Die Alte schien ausnahmsweise heute einmal sehr fest auf den Füßen zu stehen. Ihr Gesicht sah ein wenig blaß und abgezehrt aus und ihr dünnes Umschlagetuch und ihr altes schwarzes Kleid waren dicht um sie herumgewickelt, um sie soweit möglich vor der Kälte des beginnenden Winters zu schützen.

Margery musterte sie mit kritischem Blick und ging mit einem unartikulirten Laut, welcher wahrscheinlich einen gewissen Grad von Befriedigung ausdrücken sollte, mit Meta an der Hand über die Fahrstraße hinüber.

„Nun, Mutter Bond, wo wollt Ihr hin?"

Mutter Bond, die, wenn sie nicht angetrunken war,

ganz artig und höflich sein konnte, machte erst vor Margery und dann vor Meta einen tiefen Knix. Sie hatte, wie sie erzählte, gehört, daß die Armencommission schon die Namen der Empfänger bei der nächsten Holz- und Kohlenvertheilung aufschreibe, und wollte sich nun bei Zeiten melden, besonders da sie voriges Jahr zu spät gekommen sei.

„Mistreß Godolphin wünscht Euch zu sprechen, und Ihr werdet daher am besten thun, wenn Ihr gleich jetzt mit zu ihr hineingeht“, sagte Margery. „Vergeßt nicht, Euch in ihrer Gegenwart fein anständig zu betragen“, setzte sie mit Nachdruck hinzu.

Heute bedurfte es jedoch einer solchen Ermahnung nicht. Mutter Bond trat schüchtern und bescheiden vor Mary, welche sich von ihrem Sopha erhob und die Alte einlud, auf einem Stuhle Platz zu nehmen. Dann drückte sie ihr zwei Sovereigns in die Hand.

„Dies ist die erste Abzahlung auf meine Schuld an Euch, Mutter Bond. Wenn ich am Leben bleibe, so werde ich Euch alles bezahlen, natürlich aber nach und nach. Vielleicht ist dies gerade für Euch so am besten. Ich wollte, ich hätte Euch schon früher etwas geben können.“

Die alte Bond brach in Thränen aus, nicht in die Krokodilsthränen, welche sie zu vergießen pflegte, wenn sie nicht recht nüchtern war, sondern in echte, aufrichtige Thränen der Dankbarkeit. Sie hatte bereits alle Hoffnung auf die zehn Pfund aufgegeben und glaubte, keinen Penny davon wiederzusehen. Die Freude war daher für sie eine förmlich überwältigende. Dabei empfand sie auch einige leichte Gewissensbisse, denn sie erinnerte sich gewisser durchaus nicht schmeichelhafter Worte, welche sie in Bezug

auf Mary zu ihren Nachbarinnen geäußert. Sie wäre in ihrer dankbaren Reue fast nahe daran gewesen, zu Mary's Füßen niederzuknieen, denn Hunger und andere Uebel der Armuth hatten viel dazu beigetragen, ihren frühern, etwas trotzigen Sinn zu brechen.

„Möge Gott der Herr Sie segnen und es Ihnen lohnen, Mistreß Godolphin! Möge er Sie die Reise nach dem fernen Lande, wohin Sie, wie ich höre, zu gehen im Begriff sind, glücklich zurücklegen lassen.“

„Ja, wenn ich wohl genug bin, so werde ich diese Reise machen“, entgegnete Mary. „Von dort werde ich Euch von Zeit zu Zeit und so, wie ich kann, Geld schicken. Wie ist es Euch in der letzten Zeit gegangen?“

„Nicht sonderlich gut. Manchen Tag habe ich keinen Bissen Brod im Hause gehabt. Nun aber ist mir wieder geholfen und ich werde nie aufhören, für Sie zu beten.“

„Verthut es nur nicht in — in — Ihr wißt schon, was ich meine, Mutter Bond“, wagte Mary in gedämpftem Tone schüchtern zu bemerken.

Mutter Bond schüttelte den Kopf und verdrehte dann, zum Zeichen ihrer guten Vorsätze, die Augen. Wahrscheinlich aber war dieses ganze Thema ihr kein sonderlich angenehmes, denn sie beeilte sich, das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen.

„Haben Sie schon die Neuigkeit von dem alten Jekyl gehört, Mistreß Godolphin?“ fragte sie.

„Nein, was ist das für eine Neuigkeit?“

„Er ist todt. Heute Nachmittag ein Uhr ist er gestorben. Er sorgte sich fortwährend um sein Geld, sagen die Leute, und hatte sich zu einem förmlichen Gerippe abge=

härmt. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er sich von seinen Söhnen ernähren lassen sollte, besonders da Jonathan jetzt nicht einmal genug für sich selbst verdient."

Er hatte sich also fortwährend um sein Geld gesorgt, um das Geld, welches er der Bank niemals anvertraut haben würde, wenn Mary ihm nicht dazu gerathen hätte! Sie drückte die Hand auf die heiße, schmerzende Stirn, und Mutter Bond rückte mit einer zweiten Neuigkeit heraus, indem sie sagte:

„Die Hardings sind auch bankrott."

„Wie, Harding, der Leichenbestatter?" fragte Mary hastig.

„Ganz richtig, derselbe, Mistreß Godolphin. Eben, als ich jetzt vorbeiging, ward sein Laden zugemacht und ein Mann, welcher mit dastand und zusah, sagte, es würde ihm wohl trübselig ergehen. Für manche Leute gibt es einmal auf der Welt nichts als Leiden und Ungemach."

Ja, nur Leiden und Ungemach. Mary fühlte die Wahrheit dieser Worte bis ins innerste Herz hinein. Die Erinnerung an die Unterredung mit der Frau des Leichenbestatters und was dabei gesprochen worden, war ihr stets gegenwärtig.

Vielleicht war es gut, daß eine Unterbrechung dazwischen kam. Meta, welche oben bei Margery gewesen, um sich auskleiden zu lassen, kam in ihrer gewohnten stürmischen Weise herein, sprang auf die alte Bond zu und stützte sich mit ihrem hübschen Arm auf deren Knie.

„Wann kann ich denn wieder zu Dir kommen und den Papagei sehen?"

„Den Papagei?“ antwortete Mutter Bond. „Ach, den habe ich leider schon längst nicht mehr. Hungern konnte ich ihn nicht lassen“, fuhr sie, sich zu Mary wendend, fort. „Ich mußte selbst hungern und verkaufte ihn daher sammt dem Käfig.“

„Wo ist er denn jetzt?“ fragte Meta mit dem Ausdruck der getäuschten Erwartung.

„Da, wo ich ihn hin verkauft habe“, entgegnete Mutter Bond sehr logisch. „Die Dame, welche am andern Ende der Stadt, noch über die Rectorei hinaus, wohnt, kaufte ihn, oder vielmehr ihre Tochter kaufte ihn, die Schwester von der, welche Mr. Thomas Godolphin heirathen sollte. Es ist ein weißes Haus.“

„Ach, Ihr meint Lady Sarah Grame“, sagte Mary. „Hat diese denn den Papagei gekauft?“

„Sie selbst nicht, sondern ihre Tochter, die immer ein so mürrisches Gesicht macht. Sie sah ihn, als sie eines Tages an meiner Thür vorüberging, blieb stehen, betrachtete ihn näher und fragte, was ich dafür haben wollte. Ich überlegte mir die Sache nicht ordentlich und sagte: »Fünf Schilling!« denn ich hatte keinen Heller Geld im Hause, um dem armen Thiere Futter zu kaufen, und es hatte schon seit mehreren Tagen weiter nichts bekommen, als was die Nachbarn ihm gebracht hatten. Eigentlich war es aber wenigstens noch einmal soviel werth. Die junge Dame war ganz versessen darauf, den Vogel zu besitzen, ihre Mutter aber durchaus nicht, denn diese sagte, sie brauche kein solches kreischendes Geschöpf im Hause, und sie zankten sich in meiner Küche tüchtig mit einander, ehe sie fortgingen. Ach, wie behandelte dieses Mädchen seine Mutter! Dennoch

setzte es seinen Willen durch, denn bald darauf kam ein Bote, brachte fünf Schilling und holte den Papagei."

„Wenn wir in Indien sind, dann bekomme ich wenigstens zwanzig Papageien", fiel Meta ein.

„Na, die werden eine hübsche Masser Futter brauchen!" rief Mutter Bond. „Der meinige kann sich doch nun ordentlich sattfressen. Ich war einmal dort, um mich nach ihm zu erkundigen, und die beiden Dienstmädchen führten mich, da die Damen gerade ausgegangen waren, in das Zimmer, wo er stand, und ich sah, daß er sein Blechschüsselchen ganz voll Samenkörner hatte. Er erkannte mich sogleich und fing an zu kreischen, daß man es eine Meile weit hätte hören können. Die Mädchen sagten, daß sie es wegen dieses Geschreis und des fortwährenden Zankes zwischen ihren Herrinnen kaum noch aushalten könnten."

Meta machte vor Verwunderung und Neugier große Augen.

„Warum zanken sie sich denn?" fragte sie.

„Weil es einmal in ihrer Natur liegt", entgegnete Mutter Bond. „Die eine, welche das sanfte Gemüth hatte, ward vom Tode weggerafft, und die beiden schlimmen sind dageblieben. Die Dienerinnen sagten, die Tochter brächte die Mutter manchmal beinahe zur Verzweiflung, und es stände zu erwarten, daß sie einander nächstens gar in die Haare geriethen. Sollte man wohl glauben, daß so vornehme Damen zu so etwas fähig wären?"

Mary wollte aus Zartgefühl dieser letzten Bemerkung der alten Bond nicht beistimmen. Es war aber in Priors Ash allgemein bekannt, wie es in Lady Sarah Grame's Hause zuzugehen pflegte.

Entsinnt sich der Leser noch einer Bemerkung, welche Mr. Snow zu Thomas Godolphin machte, als er von Lady Sarah's grausamer Unfreundlichkeit gegen Ethel sprach? „Sie wird aber schon noch zur Einsicht kommen", sagte er damals. „Sie hat ihren Segen verloren und ihren Fluch behalten, denn etwas Anderes wird Sarah Anna in einigen Jahren für sie nicht sein."

Und Sarah Anna Grame war dies auch wirklich geworden — der Fluch ihrer Mutter. Aber nicht blos der Fluch dieser, sondern auch ihr eigener und der ihrer ganzen Umgebung. Der kreischende Papagei vermehrte blos noch ein wenig das Geräusch in einem schon nur allzu geräuschvollen Hause.

Die alte Bond nahm mit einem tiefen Knix Abschied. Draußen in der Hausflur begegnete sie Margery und blieb stehen, um zu flüstern: „Aber wie krank sieht sie aus!"

„Wer sieht krank aus?" fragte Margery kurz.

Mutter Bond deutete mit dem Kopfe seitwärts auf die Thür des Wohnzimmers.

„Eure Herrin", sagte sie. „In ihrem Gesicht steht mehr die Reise nach dem Himmel geschrieben als die nach Indien."

„Seid so gut, Euch Eure Wege zu scheeren, Mutter Bond, und Eure Meinung für Euch zu behalten, bis man Euch danach fragt!" rief Margery.

In der That aber hatten die unheilverkündenden Worte das Herz der treuen Dienerin getroffen wie ein vergifteter Pfeil. Ihre eigenen Befürchtungen wurden ja dadurch in vollem Umfange bestätigt.

Siebentes Kapitel.

Es vergingen einige Tage, welche in Mary's Zustand eine rasche Veränderung herbeiführten. Sie ward immer schwächer und schwächer und näherte sich, wie dem Arzt nun eben so klar ward, als es Margery war, der Gruft auf dem Kirchhofe Allerseelen mit immer schnellern Schritten.

In Bezug auf die Reise nach Indien konnte nun von keiner Ungewißheit mehr die Rede sein, denn ehe noch das Schiff unter Segel ging, war höchst wahrscheinlich alles Reisen in dieser Welt für Mary vorüber. Unklare, zweifelhafte, oft in Abrede gestellte Gerüchte über diesen Zustand der Dinge begannen in Priors Ash in Umlauf zu kommen.

Diese Gerüchte wurden in Abrede gestellt, weil man nicht darauf vorbereitet war. Mary war allerdings seit der Geburt ihres letzten Kindes schwächlich gewesen, dies wußte Jedermann, aber weder Verwandte, noch Freunde, noch Fremde hatten eine Ahnung von Gefahr gehabt.

Im Gegentheil, man glaubte, Mary werde nun bald die Reise nach Indien antreten, und Manche rümpften die

Nase und sagten, es sei nicht übel, daß Mistreß Georg Godolphin nun auf einmal wieder zum Vorschein käme, um, nachdem sie halb Priors Ash ruinirt, auf großartigem Fuße in Indien zu leben.

Wie falsch beurtheilte man sie! Wie viele unglückliche Frauen außer ihr sind von der Welt falsch beurtheilt worden, oder werden dies künftig noch werden!

An einem trüben Nachmittag, als die Dämmerung einzubrechen begann, ging Margery, ohne erst selbst eine Hülle umzuwerfen, nachdem sie Meta in aller Eile ihr Mäntelchen umgebunden, diese leicht erregbare, redselige junge Dame an der Hand führend, rasch den Kiesweg des Gartens hinab.

Es war ihr eine seltsame Neuigkeit zu Ohren gekommen.

Der Sohn ihrer Wirthin hatte ihr nämlich erzählt, daß die Stadt in Folge eines Vorgangs in Ashlydyat in großer Bewegung sei. Das Gerücht sprach von nichts Geringerem als einer Mordthat, und der Erzählung des Knaben gemäß strömte ganz Priors Ash an Ort und Stelle, um selbst zu sehen und zu hören.

Margery war förmlich aufgebracht über diese Mittheilung. In Ashlydyat sollte eine Mordthat geschehen sein! Der junge Herr, der ihr diese Nachricht brachte, war zu groß, um deswegen geohrfeigt oder gezaust zu werden, aber er blieb hartnäckig bei seiner Erzählung, und Margery ging daher, von Neugier getrieben, selbst, um mit eigenen Augen zu sehen.

„Die Menschen rennen haufenweise am Ende dieser Straße vorüber", sagte der Knabe.

Haufenweise allerdings nicht, denn es wird einmal alles übertrieben. Als Margery das Ende der Straße erreichte, eilten allerdings einige Müßiggänger in der Richtung von Ashlydyat vorüber, aber viele waren es nicht.

Margery ließ sich mit mehreren derselben in ein Gespräch ein und erlangte auf diese Weise ziemlich genauen Aufschluß über die wirkliche Thatsache.

Seit einigen Tagen waren nämlich auf Befehl Lord Averil's eine Anzahl Arbeiter mit dem Aufgraben der dunklen Ebene beschäftigt. Wie der Lord schon vor mehreren Wochen zu Cecily gesagt, hatte er die Absicht, dieser Fläche ein anderes Ansehen zu geben und damit zugleich der abergläubischen Sage, die sich daran knüpfte, so zu sagen den Boden zu entziehen.

Der steinerne Brückenbogen ward abgetragen, die Heidekrautbüsche wurden ausgerottet und somit der ganzen Ebene eine andere Gestalt gegeben. Auf der Stelle, wo der steinerne Bogen gestanden, beabsichtigte Lord Averil ein umfangreiches Sommerhaus zu bauen und aus der Ebene einen Blumengarten und einen Spielplatz für seine Kinder, wenn ihm deren geboren würden, zu machen.

Am Nachmittag dieses Tages nun waren die Arbeiter beim Aufgraben des Bodens auf ein menschliches Skelett oder vielmehr auf einzelne Theile eines solchen gestoßen.

Dies war es, was Grund zu dem Gerücht von einer angeblich entdeckten Mordthat gegeben.

Als Margery ärgerlich, daß sie sich durch ein so leeres Gerücht in die Kälte hatte hinauslocken lassen, im Begriff stand, wieder nach Hause zurückzukehren und dem jungen Mann, der sie zu diesem unfreiwilligen Ausfluge verleitet,

ihren Dank auf etwas nachdrückliche Art zu erkennen zu geben, ward sie von Mr. Crosse angeredet.

Dieser, dessen Wohnsitz sich jetzt ungefähr drei Meilen weit von Priors Ash befand, hatte dort seit seiner Rückkehr an dem Abend, wo wir ihn vom Bahnhofe kommen sahen und wo Charlotte Pain ihm begegnete, gelebt. Er war oft in Ashlydyat gewesen, hatte sich stets als Thomas Godolphin's treuer Freund gezeigt, von Georg und dessen Gattin aber nie die mindeste Notiz genommen.

Seine Meinung von Georg war die allerschlimmste, die man sich denken konnte, und er nahm sich auch nicht die Mühe, dieselbe zu verhehlen. Wie er es hätte über sich gewinnen können, bei dem Leichenbegängniß mit ihm zusammenzutreffen, wissen wir nicht, zufällig aber ward er durch Umstände abgehalten, demselben beizuwohnen. Einige Tage vor Thomas Godolphin's Tod erkrankte er nämlich an der Gicht und war über eine Woche nicht im Stande, das Haus zu verlassen. Jetzt war er wieder auf den Füßen.

„Nun, wie geht's, Margery?" sagte er, indem er gleichzeitig Meta emporhob, um sie zu küssen, denn sie war schon, als sie mit ihren Aeltern noch im Bankhaus gewohnt, sein Liebling gewesen, und er hatte ihr oft Geschenke gemacht, blos um sich an ihrer Freude beim Empfange derselben zu weiden. „Wollt Ihr auch nach Ashlydyat?"

„Nein, ich will die Zahl dieser neugierigen Einfaltspinsel nicht vermehren helfen", entgegnete Margery in ihrer derben Weise. „Ich will wetten, daß man weiter nichts gefunden hat als die Gebeine eines armen alten Esels, denn früher verliefen sich die Thiere zuweilen bis auf die

dunkle Ebene. Und ich bin auch so albern, mich aus dem Hause locken zu lassen, während meine Herrin ganz allein ist."

„Ist sie krank?" fragte Mr. Crosse.

„Krank!" entgegnete Margery, welcher diese Frage durchaus nicht behagte. „Ja, Sir, sie ist krank. Ich glaubte, das wäre eine bekannte Sache."

„Wann wird sie denn die Reise nach Indien antreten?"

„Gar nicht. Sie wird vielmehr bald die Reise nach einem andern Orte antreten, der etwas näher ist. Geh, lauf, Meta, und öffne immer das Pförtchen", setzte Margery hinzu, indem sie Meta von Mr. Crosse's Hand losmachte und immer vorausschickte, damit sie nicht hören möchte, was gesprochen würde. „Sie wird bald da sein, wo Mr. Thomas Godolphin ist, Sir, anstatt in einem Schiffe nach Indien geschleppt zu werden", fuhr sie, sich vertraulich zu Mr. Crosse wendend, fort.

Dieser fühlte sich tief ergriffen. Er hatte, wie so viele Andere gethan, Mary in Bezug auf die Vorgänge des Sommers, ohne weiter näher nachzuforschen, mit ihrem Gatten in eine und dieselbe Klasse geworfen, aber dennoch erschütterte es ihn jetzt, zu hören, daß sie dem Tode nahe sei.

Es ist wunderbar, wie unsere Gesinnung gegen Andere milder wird, wenn wir finden, daß sie mit ihren Mängeln hinweggenommen werden sollen, um vor einen barmherzigern Richter gestellt zu werden.

„Aber was fehlt ihr denn eigentlich?" fragte Mr. Crosse, denn er hatte zufällig von den ominösen Gerüchten, welche in Priors Ash zu circuliren begannen, nichts gehört.

„Ich weiß es nicht, was ihr fehlt", entgegnete Margery, „und ich glaube, der alte Snow weiß es auch nicht. Ich glaube, sie hat sich wegen des Unglücks mit der Bank zu sehr abgeängstet, denn Niemand, außer Mr. Thomas Godolphin, hat sich dasselbe so zu Herzen genommen wie sie. Diese Beiden büßen die Thorheiten eines Andern. Mr. Thomas Godolphin ruht schon im Grabe und die arme Mary geht demselben nun auch entgegen."

Mr. Crosse schritt mechanisch an Margery's Seite den Heckengang hinab. Es war dies nicht sein Weg, und vielleicht wußte er gar nicht einmal, daß er ihn einschlug. Er ging neben der alten Dienerin her und hörte ihr aufmerksam zu.

„Nun wird er allein reisen müssen, und ich hatte schon alle meine Kattunkleider in Stand gesetzt! Es ist ihm aber schon recht. Wie konnte er auch jemals daran denken, dieses arme sanfte Wesen mit fort unter Elephanten und Menschenfresser zu nehmen!"

Mr. Crosse wußte recht wohl, daß Margery von ihrem Herrn, seiner eigenen bête noire seit der Katastrophe, sprach. Dennoch aber beliebte es ihm nicht, ein Urtheil über ihn gegen Margery zu äußern.

„Kann denn für Mistreß Georg Godolphin nichts gethan werden?" fragte er.

„Ich glaube kaum, Sir. Man kann das Uebel, welches an ihrem Leben zehrt, nirgends packen", entgegnete Margery ärgerlich. „Es liegt keine bestimmte Krankheit vor. Snow sagt, er könne nichts thun, und brachte neulich Doctor Beale mit, der aber, wie es scheint, auch nichts thun kann."

Meta hatte mittlerweile das Gartenpförtchen erreicht, warf es, wie ihr befohlen worden, auf und kam nun wieder zurückgerannt. Mr. Crosse ergriff sie bei der Hand und ging mit ihr weiter.

Hatte er die Absicht, Georg Godolphin's Gattin einen Besuch abzustatten? Es schien so.

Als sie eintraten, war es ganz dämmerig. Mary lag auf dem Sopha, mit einer warmen wollenen Decke zugedeckt. Es war weiter kein Licht im Zimmer als das, welches vom Kaminfeuer herrührte, dessen Schein aber unmittelbar auf ihr Gesicht fiel.

Mr. Crosse blieb stehen und betrachtete es, entsetzt über die Verheerungen, die er darin gewahrte, über die Geschichte, die darin geschrieben stand. Sein Gewissen begann ihm leise Vorwürfe zu machen. Er hatte sich stolz über sie aburtheilend von ihr fern gehalten, während sie mit ihrem brechenden Herzen dem Grabe entgegen gewankt war.

Hatte es ihr vielleicht an Dingen gefehlt, welche durch Geld zu beschaffen sind? Hatte es ihr vielleicht sogar an Speise und Trank gemangelt?

Mr. Crosse begann sich diese Frage in allem Ernst vorzulegen, als er das bleiche abgezehrte Antlitz vor sich sah, und in diesem Augenblick war ihm der Gedanke an seine wohlgefüllte Kasse ein fast widerlicher. Er bedachte, was für ein gutes, liebendes, sanftes Weib Mary, die fromme Tochter des Rectors von Allerseelen, stets gewesen, und zum ersten Male begann er sie von den Missethaten ihres Gatten zu trennen und zu der Ueberzeugung zu erwachen, daß die Bürde, die sie zu tragen gehabt, schon

genug gewesen, ohne daß ihr die Welt noch ein übervolles Maß von Vorwürfen und Tadel zuzutheilen brauchte.

Er setzte sich schweigend nieder und bedeutete Meta durch eine Geberde, sich ebenfalls ruhig zu verhalten.

Mary war in jenen fieberhaften Schlaf gesunken, der sie jetzt häufiger und in der Dämmerstunde des Abends ebenso heimsuchte wie in der Nacht. Das Geräusch der Eintretenden war daher von ihr nicht bemerkt worden.

Es dauerte jedoch nicht lange, so trat Margery in ihrer raschen, etwas ungestümen Weise herein.

„Es ist Mr. Crosse, Mistreß Godolphin“, sagte sie.

Mary erwachte, aber nur theilweise, drehte sich auf dem Pfühl herum, öffnete die Augen und streckte die Hand aus. Mr. Crosse beugte sich über sie und sagte, während er ihre Hand ergriff, in freundlichem Tone zu ihr:

„Es thut mir sehr leid, Sie in diesem Zustande zu sehen, Mistreß Godolphin. Ich habe nicht das Mindeste davon gewußt, daß Sie krank sind. Kann ich vielleicht etwas für Sie thun?“

„Ach, wenn ich nur die alte Bond bezahlen könnte!“ antwortete Mary. „Sie ist so arm. Wenn ich sie nur bezahlen könnte, ehe das Schiff abgeht! Wenn ich nur die Hardings bezahlen könnte!“

Mr. Crosse sah sofort, wie die Sache stand, daß Mary von einem lebhaften Traume beherrscht ward.

Margery sprach in lauterem Tone und trat näher, um das Sophakissen aufzuschütteln.

„Wäre es nicht besser, wenn Sie sich ein wenig aufsetzten, Mistreß Godolphin? Mr. Crosse ist da, kennen Sie ihn nicht mehr? Ich und Meta begegneten ihm

draußen und er kam mit uns herein, um Sie zu besuchen."

Dies hatte die gewünschte Wirkung, und Mary ward dadurch vollständig munter gemacht. Eine schwache hektische Röthe der Ueberraschung färbte ihre Wangen, sie setzte sich auf und ließ Mr. Crosse ihre Hand ergreifen.

„Ich freue mich, daß ich Gelegenheit habe, Sie einmal wiederzusehen", sagte sie.

„Warum aber haben Sie mir nicht sagen lassen, daß Sie so krank sind?" rief Mr. Crosse, ohne zu bedenken, wie wenig ein solches Verfahren bei der von ihm selbst beobachteten stolzen Zurückhaltung am Platze gewesen wäre.

Mary schüttelte den Kopf.

„Hätte alles noch so gestanden wie früher, so würde ich es gethan haben", sagte sie. „Jetzt aber liegt den Leuten nichts mehr an mir."

„Und es war nicht Ihre Schuld!" rief Mr. Crosse, der sich immer mehr Selbstvorwürfe machte.

„Nein, es war nicht meine Schuld", antwortete Mary wehmüthig, in der Meinung, er habe diese Worte als Frage ausgesprochen. „Ich wußte von allem ebenso wenig, als wenn ich eine stockfremde Person gewesen wäre. Der Schlag traf mich ebenso unvorbereitet als alle Uebrigen."

„Ich gehe nun bald aufs Schiff, Mr. Crosse", mischte Meta sich ein. „Dann reite ich auf einem Elephanten und bekomme eine Menge Papageien. Ich will jetzt meine Puppen holen."

Mr. Crosse legte seine Hand freundlich auf den Kopf der plaudernden Kleinen, wendete sich aber dabei zu Mary,

während er seine Stimme zu leisem Geflüster herabsinken ließ.

„Was werden Sie mit Ihrer Tochter beginnen? Wollen Sie sie allein mitreisen lassen?“

Diese Frage berührte in Mary's Herzen eine Saite, welche seit den letztvergangenen Tagen, seitdem der hoffnungslose Zustand der Kranken immer offener zu Tage trat, den höchsten Grad von Spannung erreicht hatte. Ja, was sollte aus Meta werden, dem theuren Kind, welches sie zurücklassen mußte? Ihre Stirn ward feucht, ihre Brust hob sich und sie drückte plötzlich die Hände darauf, als ob sie das wilde, schmerzliche Klopfen ihres Herzens beschwichtigen könnte.

Mr. Crosse bereute seine Frage ebenso wie viele andere Dinge, faßte Mary's Hände in die seinigen und sagte: er wolle sie morgen wieder besuchen, da sie jetzt so überaus angegriffen und erschöpft zu sein scheine.

So leise er auch seine Frage ausgesprochen, so hatte Meta doch dieselbe nicht blos gehört, sondern auch verstanden. Man verlasse sich darauf, Kinder verstehen weit mehr, als man ihnen zutraut.

Meta faßte, als Mr. Crosse fortging, ihre Mama beim Kleide und betrachtete sie mit verwunderten Blicken.

„Was meinte denn Mr. Crosse? Gehst Du denn nicht auch mit, Mama?“

Mary zog das kleine emporgewendete Gesicht dicht an das ihrige und legte ihre weiße Wange auf das goldene Haar. Gerade das Uebermaß von Schmerz, welches ihr das Herz zerriß, war der Grund, daß sie in ungewöhnlich ruhigem und gefaßtem Tone sprach, obschon sie anfangs

gar nicht sprechen konnte, sondern erst einiger Minuten bedurfte, um ihre Gemüthsbewegung zu bemeistern.

„Ich fürchte, daß ich nicht mitgehen kann, Meta. Ich glaube, Gott wird mich zu sich nehmen."

Die Kleine gab keine Antwort, sondern ihre verwunderten Augen wurden nur noch größer.

„Was wird aber dann Papa thun?" fragte sie nach einer Weile.

Mary fuhr sich rasch mit der Hand über die Stirn, als ob durch diese Frage ein Schmerz anderer Art in ihr wachgerufen würde.

Meta begann nun allmälig angst zu werden und sie brach in Thränen aus.

„Geh nicht fort, Mama! Geh nicht fort von Papa und mir! Wenn Du nicht mit dabei bist, so fürchte ich mich vor den Elephanten."

Mary drückte das Kind fester an ihr hochklopfendes Herz. Ha, dieser Schmerz der Trennung, der nun so nahe bevorstand! Sie wunderte sich selbst, wie es ihr möglich war, ruhig weiter zu sprechen.

„Meine liebe Meta", sagte sie, „ich glaube, ich bin in der letzten Zeit Gott im Geiste immer näher und näher gekommen, ebenso wie Onkel Thomas ihm näher kam, und ich sehe jetzt die Dinge in einem andern Licht, als ich sie sonst zu sehen pflegte. Ich glaube nicht, daß Du nun mit nach Indien gehen wirst; sollte es aber doch der Fall sein, so wird Gott auch unter den Elephanten und allen andern Gefahren Dich in seinen Schutz nehmen. Ich bete zu ihm ohne Unterlaß, und ich weiß, daß er Dich hienieden in seine Obhut nehmen und Dich einst mit mir wieder vereinigen

wird. Es gibt, wenn ich so allein hier liege, Augenblicke, wo Gott mir ganz nahe zu sein scheint, und ich habe einsehen gelernt, daß der Mensch auf Erden keinen bessern Freund haben kann als ihn. Meta, wenn mein Herz bei dem Gedanken an die Trennung von Dir nahe daran ist, zu brechen, dann ist er es, der mir zuflüstert, daß ich alles ihm anheimstellen soll. Auch jetzt hört er mich, mein theures Kind; er ist ganz nahe; er sieht jede Deiner Thränen; er weiß, daß ich vor Schmerz dies kaum zu Dir sagen kann, und er wird meiner lieben mutterlosen Tochter ein liebenderer Beschützer sein, als ich ihr hätte sein können. Ich werde, wenn ich in den Himmel aufgenommen bin, auf Dich warten und auf Dich herabschauen, und Gott wird hienieden auf Erden für Dich sorgen."

Meta wendete ihre Augen nach dem von keiner Gardine verhüllten Fenster und blickte hinauf zu dem Winterabendhimmel.

„Hat denn der Himmel auch Fenster, Mama?" fragte sie.

„Ich glaube, er hat deren. Ich glaube, Gott läßt uns herabschauen auf die Lieben, die wir hier zurückgelassen haben; wenigstens ist es angenehm, dies zu denken, wenn wir im Begriff stehen, sie zu verlassen. Meta, mein Kind, es kann Dir durchaus keinen Schaden bringen, wenn Du dies denkst. Wenn ich in jenen bessern Regionen weile und Du allein hier bist, kannst Du oft hinaufblicken und an die Zeit denken, wo auch Du in das himmlische Reich aufgenommen wirst. Es wird nicht lange dauern."

Vielleicht war es gut, daß sie unterbrochen wurden, denn solche Augenblicke sind zu peinlich.

Meta weinte und schluchzte, als ihre Aufmerksamkeit plötzlich durch ein Geräusch am Gartenpförtchen abgelenkt ward.

Ein Wagen war an demselben fast in derselben Weise vorgefahren, wie Mistreß Charlotte Pain ihre Besuche in dem Bankhause abzustatten pflegte. Es war indessen eine solidere Equipage mit gewissen Trauerabzeichen, obschon sie eine Krone am Schlage trug.

Der Lakai stieg ab, um die Thür zu öffnen, und eine Dame stieg aus.

„Da kommt Tante Cecily!" rief Meta.

Sie trocknete sofort ihre Thränen, vergaß nach Kinderart ihren Schmerz über der neuen Aufregung und eilte hinaus, Lady Averil entgegen.

Mary raffte sich soviel als möglich zusammen, erhob sich vom Sopha und taumelte der Eintretenden entgegen.

Meta ward von Margery weggehascht und fortgetragen, um sich erst ihr zerzaustes Haar kämmen zu lassen, und Lady Averil trat daher allein ins Zimmer.

Sie schlug ihren Kreppschleier zurück, um Mary zu küssen. Sie kam ausdrücklich von Ashlydyat hierher, um Mary die Nachricht von dem Auffinden der Gebeine mitzutheilen. Es ließ sich kaum bezweifeln, daß es die des unglücklichen Richard Decommins waren, welche bis jetzt so fruchtlos gesucht worden, und Lady Averil war deswegen in großer Aufregung. Vielleicht war dies für sie als eine Godolphin etwas ganz Natürliches.

„Es ist höchst sonderbar, daß man diese Gebeine gerade jetzt gefunden hat", rief sie, „jetzt, wo die dunkle Ebene ein anderes Aussehen erhalten soll. Du weißt, Mary, daß

der Sage zufolge die dunkle Ebene so lange das Ansehen eines Kirchhofs behalten sollte, als die Gebeine des alten Ritters nicht aufgefunden wären. Ist es nicht ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß diese nun gerade in dem Augenblick entdeckt worden, wo die Ebene umgegraben wird? Wäre Janet hier, so würde sie sagen, daß die alte Prophezeiung in dieser Beziehung in Erfüllung gegangen sei."

„Eins finde ich ganz besonders seltsam, nämlich daß die Gebeine nicht schon früher gefunden wurden", bemerkte Mary. „Hat man nicht schon früher danach gesucht?"

„Ja, ich glaube", entgegnete Cecily. „Man fand sie aber unmittelbar unter dem steinernen Bogen, und ich glaube, man hat sie zeither allemal in der dunklen Ebene gesucht. Als Papa die Ginsterbüsche ausrotten ließ, suchte man die Gebeine in allen Theilen der Ebene, aber nicht unter dem steinernen Bogen."

„Wie kam Lord Averil denn auf die Idee, unter dem Bogen nachsuchen zu lassen?" fragte Mary.

„Er ist nicht auf diese Idee gekommen. Man fand die Gebeine unvermuthet und ohne danach gesucht zu haben. Der steinerne Bogen ist abgetragen und die Arbeiter gruben den Grund zu dem neuen Sommerhaus, als sie auf die Gebeine stießen. Den ganzen Nachmittag kamen Leute herbeigeströmt, um zu sehen und zu hören", setzte Cecily hinzu. „Mein Gatte steht im Begriff, sich mit Deinem Vater zu berathen, denn er wünscht, daß die aufgefundenen Gebeine nun auf christliche Weise und in geweihtem Boden bestattet werden."

„Es ist wirklich ein seltsamer Zufall", murmelte Mary. „Hast Du es schon Janet geschrieben?"

„Nein, ich werde aber morgen an sie schreiben. Ich eilte sogleich hierher zu Dir. Bessy kam von der Folly herüber, Lady Godolphin aber wollte nicht kommen. Sie sagt, sie habe in ihrem Leben von dem Aberglauben von Ashlydyat schon genug gehört. Sie glaubte von jeher nicht daran, wie Du weißt, Mary."

„Ja, ich weiß es wohl", antwortete Mary. „Sie ward gewöhnlich ärgerlich, wenn man davon sprach, gerade wie mein Vater."

„Georg that auch immer, als ob es ihn ärgerte, aber er that nur so. Der gute Thomas war in dieser Beziehung ganz anders. Wenn er der Sage auch nicht offen Glauben beimaß, so machte er sie doch auch nie lächerlich. Wie weit bist Du mit Deinen Rüstungen zur Reise, Mary?"

Mary ging mit wankenden Tritten über das Zimmer, um das Feuer zu schüren. Als die helle Flamme emporschlug, wendete sie ihr Gesicht mit dem Ausdruck der Entschuldigung nach Lady Averil herum.

„Ich weiß nicht, was Margery vorhat, daß sie die Lampe nicht bringt. Ich empfange Dich eben nicht sehr nobel, Cecily."

Lady Averil lächelte.

„Ich glaube, unser Thema, die Sage von Ashlydyat, läßt sich bei einer solchen Beleuchtung besser besprechen als in dem grellen Schein des Lampenlichts."

Während Lady Averil dies sagte, heftete sie jedoch ihre Blicke aufmerksam auf Mary. Die helle Glut des Feuers beleuchtete das abgezehrte Antlitz, und Cecily ward durch diesen Anblick mit Entsetzen erfüllt. Sah es wirklich so aus oder nur in Folge der es umgebenden Schatten? Lady

Averil hatte die jetzt in Umlauf gekommenen Befürchtungen in Bezug auf ihre Schwägerin noch nicht gehört und hoffte daher, daß dieses bleiche, an den Tod erinnernde Aussehen derselben auf einer optischen Täuschung beruhe.

„Mary“, rief sie, „siehst Du wirklich heute Abend ganz besonders unwohl aus oder täuscht mich das Licht?“

„Wahrscheinlich hat mein Aussehen sich wirklich verschlimmert. Es geht mit mir gar nicht gut, ich bin sehr krank, Cecily.“

„Du siehst nicht aus, als ob Du im Stande wärest, diese Reise anzutreten“, bemerkte Lady Averil.

Mary schüttelte blos den Kopf. Sie saß jetzt in einem altmodischen Lehnstuhl. Die eine ihrer zarten weißen Hände ruhte auf ihrem schwarzen Kleide und die andere stützte das Kinn, während der Feuerschein auf ihren abgezehrten Zügen spielte.

„Würde vielleicht ein kurzer Aufenthalt in Ashlydyat Dir von Nutzen sein, Mary?“ fragte Cecily. „Wenn dies der Fall ist, wenn Du dadurch vielleicht Kräfte für die Reise sammeln kannst, so komme sofort zu uns. Schlage mir es nicht ab. Es wird uns großes Vergnügen machen. Du weißt nicht, wie sehr mein Gatte Dich liebt und achtet. Ich glaube, es gibt Niemand auf der Welt, den er so achtet wie Dich. Komm, ich will Dich gleich in meinem Wagen mitnehmen.“

Mary's Augen waren feucht, während sie dieselben auf Cecily heftete.

„Ich danke Dir, Cecily, für Deine Güte, und ich bitte Dich, Deinem Gatten zu sagen, daß ich auch ihm in meinem Herzen danke. Ich wollte in der That, ich könnte

Dich begleiten; ich wollte, ich könnte dies in der Hoffnung thun, daß es mir etwas nützen werde, aber davon kann jetzt nicht mehr die Rede sein. Ich werde nun bald in einem engern Hause wohnen."

Lady Averil's Herz stand einen Augenblick still und schlug dann, als ob es die Brust sprengen wollte.

„Nein, nein!" rief sie; „ganz gewiß, Du irrest Dich! Es kann nicht sein!"

„Ich habe es schon lange gemuthmaßt, Cecily, seit den letzten zwei oder drei Tagen aber ist es in mir zur Gewißheit geworden und selbst Mr. Snow gesteht es zu. Ungefähr um dieselbe Zeit, gestern in der Dämmerstunde, saß er hier und ich bat ihn, mir die Wahrheit nicht zu verhehlen. Ich sagte ihm, daß ich dieselbe kenne und nicht davor zurückbebe, weshalb es Thorheit von ihm wäre, noch länger Unbekanntschaft mit meinem eigenen Zustande bei mir vorauszusetzen."

„O Mary, schmerzt es Dich nicht, uns zu verlassen? Mir wäre es entsetzlich, wenn ich sterben sollte."

„Ich habe mit meinem Schmerz allerdings lange gekämpft", sagte Mary, indem sie den Kopf neigte und in leisem, gedämpftem Tone sprach. „Meta verlassen zu müssen ist das Schlimmste. Ich weiß nicht, wer sie in seine Obhut nehmen wird. Ohne Mutter kann Georg sie nicht mit in jenes ferne Land nehmen."

„Gib sie mir", rief Lady Averil hastig und fieberhaft. „Du weißt nicht, wie innig ich dieses Kind von jeher geliebt habe. Meta soll, soweit ich Deine Stelle ersetzen kann, niemals die gute Mutter vermissen, welche sie an Dir verloren. Es ist übrigens nicht mehr als in Ordnung, daß

das einzige Kind der Godolphins — und sie ist das einzige — in Ashlydyat erzogen wird."

Mary hätte Meta natürlich am liebsten in Lady Averil's Händen gewußt, und vielleicht hatte sie schon mehrmals gehofft, daß die Zukunft ihres Kindes auf diese Weise gesichert würde. Dennoch aber konnte sie den Unwahrscheinlichkeiten, welche hierbei mit ins Spiel kamen, ihr Auge nicht verschließen.

„Du wirst selbst Kinder haben, Cecily. Und was würde übrigens Lord Averil dazu sagen?"

„Lord Averil thut alles, was ich wünsche. Ich glaube, wenn ich ein halbes Dutzend Kinder annehmen wollte, so würde er blos lächeln und mir sagen, ich solle eine große Kinderstube einrichten lassen. Ich bin fest überzeugt, daß er Meta gern in seiner Nähe haben würde."

„Ach Cecily, wenn dies der Fall wäre, dann würde ich ruhiger sterben."

„Ja wohl, ja wohl, so soll es werden. Er soll Dich besuchen und es Dir selbst sagen. Aber, Mary, ist denn Dein Zustand wirklich ein so unheilbarer? Läßt sich nichts für Dich thun? Kann man nichts versuchen?"

„Nein, ich glaube nicht. Mr. Snow vermag gar nicht zu ermitteln, was mir eigentlich fehlt. Die Sorge und Unruhe haben mir das Herz gebrochen, Cecily; weiter weiß ich nichts. Seitdem mein eigener Zustand mich beunruhigt hat, ist nun auch noch die Sorge wegen Meta hinzugekommen. Oft habe ich mich versucht gefühlt, zu wünschen, mich mit ihr zugleich in den Sarg legen zu können."

„Tante Cecily, Tante Cecily! Wie viele Sommerhäuser wirst Du bauen lassen, Tante Cecily?"

Du brauchst nicht zu fragen, lieber Leser, wem die das Gespräch auf diese Weise unterbrechende Stimme angehörte. Lady Averil hob die Kleine auf das Knie empor und fragte, ob sie nicht auf recht lange Zeit zu Besuch nach Ashlydyat kommen wolle.

Meta antwortete durch genaue Erkundigungen in Bezug auf Schaukeln und Puppenhäuser, und Cecily war mit ihren Versprechungen ebenso freigebig, wie Georg in einem solchen Falle gewesen sein würde.

„Sollte aber Georg jetzt nicht bei Dir sein?“ flüsterte sie, indem sie sich über Mary neigte und sich zum Fortgehen anschickte.

„Ja, ich beginne selbst zu glauben, daß er nun eigentlich hier sein sollte. Ich beabsichtige, heute Abend noch an ihn zu schreiben, nur wollte ich ihn nicht gern in seinen Reisezurüstungen stören. Es wird ein harter Schlag für ihn sein.“

„Wie? Weiß er es denn noch nicht?“

„Nein, noch nicht. Er glaubt, ich mache mich fertig, mit ihm die Reise nach Indien anzutreten. Ich wollte, ich könnte es thun.“

Nein, nicht eher, als bis die verhängnißvolle Thatsache außer allem Zweifel stände, wollte Mary ihren Gatten stören. Und als sie es endlich that, geschah es ganz behutsam.

„Ich wollte Dich nicht gern erschrecken, Georg, und würde es auch jetzt noch nicht thun, wenn ich nicht glaubte, daß es nur allzu gewiß ist“, schrieb sie. „Willst Du vielleicht einmal nach Hause kommen und sehen, was Du zu meinem Zustand meinst? Selbst Mr. Snow fürchtet, daß

keine Hoffnung mehr für mich ist. Ach könnte ich Dich doch begleiten! Könnte ich auch in jenem neuen Lande Dein Dich stets liebendes Weib sein!"

Während sie diesen Brief adressirte, trat Lord Averil ein. Erschüttert von der Mittheilung, welche seine Gattin ihm machte, war er sofort von der Tafel aufgestanden und zu Fuße hierhergekommen.

Mit Ausnahme ihres Gatten gab es Niemand, den Mary sich so sehr gefreut haben würde zu sehen, wie Lord Averil. Er kam nicht sowohl, um ihr zu sagen, daß er mit dem Anerbieten seiner Gattin hinsichtlich Meta's herzlich einverstanden sei, obschon er dies sagte und dabei versicherte, daß Meta von ihm gänzlich wie sein eigenes Kind betrachtet werden solle, als vielmehr, um zu sehen, ob für Mary sich nichts thun ließe, und sie zu bitten, noch fernerweiten ärztlichen Rath zu hören.

„Mr. Beale ist zweimal hier gewesen", antwortete sie, „aber auch er sagt, es sei keine Hoffnung."

Lord Averil hielt ihre Hand in der seinigen und seine ernsten, theilnehmenden Augen ruhten mitleidig auf ihrem Antlitz.

„Cecily meint, die Sorge und Unruhe des vergangenen Sommers hätten Sie in diesen Zustand versetzt", flüsterte er. „Ist dem so?"

Eine hektische Röthe überflog ihre Wange.

„Ja, ich glaube es selbst. Ich mochte mich wenden, nach welcher Seite ich wollte, so sah ich nirgends Trost oder Hoffnung. Ich habe während dieser Zeit keinen andern Freund gehabt als Sie, Lord Averil, und Sie und Gott wissen, was Sie für uns gethan. Ich habe Ihnen

nicht lohnen können; ich wüßte auch nicht, wie ich lohnen sollte, selbst wenn ich am Leben bliebe; aber wenn ich nicht mehr bin, dann werden Sie sich glücklich fühlen in dem Bewußtsein, die größte Last von einem Herzen genommen zu haben, welches von der Welt geschmäht ward."

„Und dennoch sind Sie nicht gerettet worden!" klagte Lord Averil.

„Nein, ich bin nicht dadurch gerettet worden; allerdings aus der Noth, aber, wie Sie sehen, nicht vor dem Tode. Es muß Gottes Wille so sein!"

„Sie haben wohl an Georg geschrieben?" bemerkte Lord Averil, als er den Brief auf dem Tische liegen sah. „Heute Abend kann der Brief aber nicht mehr abgehen; es ist schon zu spät."

„Wenn er morgen früh mit der ersten Post abgeht, so bekommt ihn Georg noch des Abends. Vielleicht haben Sie die Güte, ihn, wenn Sie nach Hause gehen, mit in den Briefkasten zu werfen, dann brauche ich Margery nicht erst noch einmal fortzuschicken."

Lord Averil steckte den Brief in die Tasche. Er blieb dann, den Arm auf den Kaminsims stützend, stehen und betrachtete Mary, die in ihren Armstuhl zurückgelehnt saß, und seltsame Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Konnte er nichts für sie thun? Konnte er nicht das Schicksal abwenden, welches ihr drohte? Er war ja reich, vornehm und glücklich, während sie in Kummer, Herzeleid, ja vielleicht unter Entbehrungen dem Grabe entgegenwankte. Konnte er nichts thun, um ihr zu helfen?

Es gibt Augenblicke, wo wir frei aus dem Herzen sprechen, wo wir die Fesseln der Etikette sprengen, wo alle

Verstellung, alle Förmlichkeit beiseite gesetzt wird. Lord Averil war ein guter und aufrichtiger Mann, aber niemals besser, niemals aufrichtiger als jetzt. Er trat Mary einen Schritt näher und neigte sich über sie.

„Gönnen Sie mir die Freude, etwas für Sie zu thun! Lassen Sie mich einen Versuch machen, Sie zu retten", bat er in innigem Tone. „Kann dies nicht geschehen, so erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen Ihre letzten Stunden zu erleichtern und zu erheitern. Wie kann ich dies am besten thun?"

Sie streckte ihm die Hand entgegen, sie blickte zu ihm auf; die Dankbarkeit, für welche sie keine Worte finden konnte, strahlte aus ihren sanften Augen.

„Ich versichere Ihnen, Lord Averil", stammelte sie nach einer Pause, „daß ich nichts mehr bedarf. Ich wollte, ich könnte Ihnen für die Vergangenheit so danken, wie Sie es verdienen."

Er hielt ihre Hand eine Zeit lang in der seinigen, aber ihre Erschöpfung und Schwäche schien überaus groß zu sein, und er sagte ihr daher gute Nacht.

Margery begleitete ihn bis an das äußere Pförtchen, trotz seines Wunsches, daß sie dies nicht thun möchte, denn die Luft war kalt und schien mit Schnee zu drohen.

„Eure Herrin ist sehr krank, Margery", sagte er in ernstem Tone. „Sie scheint in Gefahr zu schweben."

„Ja, das fürchte ich auch, Mylord. Bis gestern oder vorgestern dachte ich immer noch, es könnte eine Wendung zum Bessern eintreten, aber jetzt ist es mit jeder Stunde schlimmer mit ihr geworden. Es gibt Menschen, welche Kummer und Gram überwinden können, und wieder andere,

welchen dies nicht möglich ist. Mistreß Godolphin gehört zu den letztern und hat Noth und Anfechtung aller Art zu bestehen gehabt."

Lord Averil warf den Brief in den Briefkasten, nachdem er zuvor mechanisch die Adresse „Georg Godolphin, Esqu.", angesehen. Wäre er nicht so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen, so hätte er an der Handschrift sehen können, wie schwach Mary war, denn diese Handschrift war kaum noch als die ihrige zu erkennen.

Lord Averil überlegte, daß der Brief, wenn er auch am andern Morgen abginge, doch bei Mary's gefahrdrohendem Zustande vielleicht zu spät nach London gelangen würde. Es mußte eine Nacht und ein Tag vergehen, ehe Georg ihn erhalten konnte. Rasch entschlossen lenkte Lord Averil seine Schritte nach dem Bahnhofe in das Telegraphenbureau und schickte folgende Depesche ab:

„Lord Averil an Georg Godolphin, Esqu.

Ihre Frau ist sehr krank. Kommen Sie mit dem ersten Zuge."

Achtes Kapitel.

Der Schnee stellte sich dieses Jahr sehr zeitig ein. Es war noch lange nicht Weihnachten, der Erdboden aber schon weiß bedeckt. Der schwarze Himmel hatte am Abend vorher damit gedroht. Dennoch aber war man nicht darauf gefaßt gewesen, am Morgen alles eingeschneit zu sehen.

Hast Du, lieber Leser, jenes lange Zimmer in der Rectorei vergessen, dessen drei Fenster auf den Garten gingen und wo Mistreß Hastings einmal stand und sich bei dem Rector beklagte, daß David Jekyl nicht die dürren Blätter von den Gartenwegen wegkehre?

Jetzt bietet sich uns fast derselbe Auftritt dar, nur mit dem Unterschiede, daß die Kennzeichen des Winters statt derer des Herbstes den Boden bedecken. Mistreß Hastings ist nicht da, wohl aber der Rector und David Jekyl.

Der Rector steht fröstelnd an dem armseligen Feuer, welches in dem Kamin des Zimmers brennt, und David kehrt draußen den Schnee von den Wegen.

Wenn die Armuth zur Thür hereinkommt, so kommt sehr häufig die Krankheit hinterher geschlichen. Ob nun

dies der Grund war — wiewohl vielleicht das Wort Armuth in seiner wahren Bedeutung auf die Rectorei von Allerseelen noch nicht anzuwenden war — oder ob man die Schuld dem Kummer, welchen der vergangene Sommer gebracht, beimessen mußte, so stand doch außer Zweifel, daß sowohl der Rector als seine Gattin seit einiger Zeit nicht bei guter Gesundheit waren.

Mistreß Hastings war von einigen etwa vierzig Meilen entfernt wohnenden Freunden dringend ersucht worden, auf einige Zeit zu ihnen zu kommen, um eine kleine Veränderung zu haben und Kräfte für den bevorstehenden Winter zu sammeln.

Sie hatte dieser Aufforderung endlich nachgegeben und war vor drei Tagen abgereist. Sie wollte nur einige Tage bleiben, sagte sie, denn sie wünschte während der letzten Wochen, die ihre Tochter Mary in Priors Ash verleben sollte, in deren Nähe zu sein.

Nicht sobald war Mistreß Hastings fort, so schien die Reihe des Krankwerdens an den Rector zu kommen. Eine heftige Grippe, die ihm schon lange zugesetzt, ward plötzlich schlimmer. Nach seiner eigenen Meinung hatte er sich dieselbe bei Thomas Godolphin's Begräbniß geholt, als er so lange barhäuptig in dem herabrieselnden Regen gestanden.

Zitternd und fröstelnd saß er an dem Feuer. Es war nicht das prasselnde ermuthigende Feuer, welches man in dem Kamin eines Hauses brennen sieht, wo es weder an Geld noch an Kohlen fehlt, sondern, wie schon vorhin bemerkt worden, ein sehr armseliges Feuer, und der Rector streckte, um sich besser zu wärmen, die Hände danach aus

und wendete sein blasses Gesicht nach dem Fenster, um David Jekyl bei seiner Arbeit zuzusehen.

Er hatte bis jetzt darauf bestanden, seine Krankheit selbst kuriren zu wollen, aber es schien nicht besser zu werden, und Rosa hatte ihn endlich vermocht, Mr. Snow rufen zu lassen.

Rosa vertrat in der Abwesenheit ihrer Mutter die Stelle der Hausfrau in vollkommen genügender Weise. Die Fähigkeit zu etwas stellt sich fast allemal mit der Nothwendigkeit ein, und so war es auch mit Rosa Hastings der Fall.

Es ward jetzt blos eine Magd gehalten und viele häusliche Arbeiten mußten daher von Rosa selbst verrichtet werden. Daneben unterrichtete sie auch die kleinen Schwestern Chisholm und beaufsichtigte sie in ihren Freistunden.

Es war schlimm, daß dieses Ungemach den Rector in seinen alten Tagen heimsuchte. Sein stilles Haus war nun in eine Schule verwandelt, seine Häuslichkeit der meisten ihrer Bequemlichkeiten beraubt, und die Aussichten seiner Söhne und Töchter waren vernichtet. Isaak plagte sich als Comptoirist in London, Reginald als Matrose und Harry als Unterlehrer an einer Schule. Das einzige der Geschwister, für welches in den alltäglichen häuslichen Beziehungen keine Veränderung eingetreten, war Grace.

Der Leser hat den Rector vielleicht im Verdacht eines Mangels an christlicher Liebe, weil er Georg Godolphin erklärte, er könne sich nicht überwinden, ihm zu verzeihen. Ich glaube aber, sehr Viele von uns — Geistliche oder Nichtgeistliche — würden, dafern sie nicht heucheln wollten, dasselbe gesagt haben.

Mr. Hastings saß also jetzt am Feuer und sah träumerisch David Jekyl zu, wartete auf Mr. Snow's Besuch und hing seinen Gedanken nach.

David trug um seinen alten Filzhut ein Stück Flor zur Trauer um seinen kürzlich begrabenen Vater. Vielleicht war der Dienst, den der Rector bei dem Begräbniß des alten Mannes zu verrichten gehabt, das lange Stehen auf dem zugigen Kirchhofe, obschon es weder regnete, noch schneite, ebenfalls schuld daran, daß es sich mit seinem Unwohlsein verschlimmert hatte.

Er hätte diesen Dienst durch einen Freund verrichten lassen können, aber er war ein Mann, der seine Pflicht erfüllte, so lange es ihm irgend möglich war.

Der Flor an David's Hut lenkte die Gedanken des Rectors auf den alten Mann, dann auf die Entbehrung, welche derselbe in der letzten Zeit zu ertragen gehabt, und den Verlust, welcher durch Georg Godolphin den Söhnen zugefügt worden.

Und wie viele Andere außer dem armen alten Jekyl hatte Georg Godolphin ruinirt! War es ihm, dem ehrwürdigen Geistlichen, nicht selbst so gegangen?

„Es wird eine Wohlthat sein, wenn das Land diesen Menschen los ist", sagte der Rector in bitterem Tone vor sich hin. „Mit Freuden wollte ich das Wenige, was ich noch besitze, hingeben, wenn Mary ihr Schicksal nicht an das seine gekettet hätte! Doch das läßt sich nun einmal nicht ändern. Vielleicht macht er sie dort in ihrer neuen Heimat glücklicher, als er sie hier gemacht hat."

Aus diesen Worten ersieht man, daß Mr. Hastings von der in dem Zustande seiner Tochter eingetretenen Ver-

änderung noch keine Ahnung hatte. Lord und Lady Averil waren nicht die Einzigen, welche die Nachricht plötzlich, man möchte sagen, erst in der elften Stunde erfuhren.

Mary hatte in der Rectorei nicht melden lassen, daß es schlimmer mit ihr ginge. Sie wußte, daß ihre Mutter verreist, daß ihr Vater krank war, daß Rosa viel zu thun hatte, und die Verschlimmerung ihres Zustandes war so unbemerkbar über sie gekommen, daß sie selbst nicht die ihr drohende Gefahr, wenigstens nicht in ihrem ganzen Umfange erkannte, wie auch aus dem Umstande hervorging, daß sie nicht an ihren Gatten geschrieben.

Während der Rector so dasitzt, denkt er fortwährend an Mary's bevorstehende Reise und die Mühseligkeiten, die sie dabei zu ertragen haben werde, an ihr verändertes Leben unter dem heißen Himmel Indiens, und er nimmt sich im Stillen vor, im Laufe des Nachmittags auszugehen und sie zu besuchen.

Ein Fenster des Zimmers hatte die Aussicht auf das Gartenpförtchen, und es dauerte nicht lange, so sah der Rector die wohlbekannte einspännige Chaise vorfahren und den Arzt aussteigen.

„Nun wer ist denn schon wieder krank?" rief Mr. Snow, als er in das Haus trat und Rosa ihm entgegeneilte. „Ihre Frau Mutter ist doch noch nicht wieder zurück, Miß Rosa?"

„Nein; Papa ist unwohl, Mr. Snow. Er sieht sehr blaß und elend aus. Ich rieth ihm schon gestern, Sie rufen zu lassen, aber er wollte nicht."

Mr. Snow ging in das Zimmer und nahm vor dem Rector Platz, examinirte ihn und seine Krankheit und

plauderte dazwischen von allerhand andern Dingen, wie dies so seine Gewohnheit war.

„Ja, ja", sagte er, „Sie fühlen sich so unwohl, wie Sie sich seit zwanzig Jahren nicht gefühlt haben. Ich glaube es Ihnen, und Sie haben dies weiter Niemand zuzuschreiben als sich selbst. Wenn Sie sich nicht halten, so hält sich die Gesundheit auch nicht."

„Aber wie soll ich mich denn besser halten?"

„Dadurch, daß Sie besser essen und trinken. Ich weiß, daß Sie sich seit einiger Zeit auf halbe Kost gesetzt haben, und was können Sie da wohl Anderes erwarten, als daß Ihr Körper, wenn er von kleinen Leiden heimgesucht wird, nicht die nöthige Kraft hat, sich ihrer zu erwehren?"

„Ich habe mich nicht auf halbe Kost gesetzt", sagte der Rector.

„Ach, als ob ich das nicht wüßte! Der Quantität nach essen Sie allerdings vielleicht so viel, als Sie Lust haben, aber wie steht es mit der Qualität? Sonst tranken Sie zu ihrer Mahlzeit ein Glas gutes Bier und nach derselben ein Glas guten Wein, und Ihre Speisen waren diesen Getränken angemessen. Jetzt dagegen nähren Sie sich von kaltem Hammelfleisch und Dünnbier. Was kann wohl davon Gutes kommen, frage ich? Allerdings hat Mancher sein ganzes Leben lang nichts Besseres und dies nicht einmal, obschon er dabei vollkommen gesund ist; wer aber an etwas Besseres gewöhnt ist, kann, wenn er in Ihre Jahre kommt, nicht auf einmal eine kärgliche Diät beobachten, ohne nachtheilige Folgen davon zu verspüren."

„Wenn er aber nun muß, wie ich? Sie wissen ebenso gut als ich, Snow, wieweit mein Einkommen jetzt reicht.

Nothwendige Bedürfnisse müssen befriedigt werden, von Luxusgenüssen aber kann für uns keine Rede mehr sein. Ich will keine lange Litanei anstimmen, aber ich versichere Ihnen, daß ich manchmal kaum weiß, wie ich das Nöthigste bestreiten soll. Der Sturz der Bank war eine weitgreifende Calamität, und ich dulde blos, was so Viele erdulden müssen. Manche sind noch schlimmer daran als ich."

„Nun, dann thun Sie am besten, wenn Sie sich zu Bett legen, um liegen zu bleiben, bis es wieder besser geht, und mittlerweile von Wassergrütze zu leben", entgegnete der Arzt. „Was nützt es, mich holen zu lassen, wenn Sie nicht thun wollen, was ich Ihnen sage?"

„Nun, wenn Sie meinen, daß es durchaus geschehen muß, so will ich dann und wann ein Glas Wein trinken; regelmäßig aber alle Tage zwei bis drei Glas davon zu genießen, davon kann keine Rede sein. Als mich jener Schlag traf, war mein Weinvorrath gerade zu Ende und einen frischen zu kaufen gestatten meine Mittel mir nicht. Guter Wein ist nicht billig und schlechter taugt weder für Gesunde, noch für Kranke. Oft habe ich eine Flasche aus meinem Keller einem armen Kranken geschenkt, damit er sich nicht mit dem wohlfeilen Zeuge vergifte, welches kannenweise an die Armen verkauft wird."

Niemand wußte dies besser als der Arzt. Er hatte von jeher seinen Rath und seine Medicin gespendet, ebenso wie der Rector seinen Wein und seine guten Lehren. Keiner von beiden konnte, wenn er auf sein vergangenes Leben zurückblickte, sich den Vorwurf machen, daß er versäumt habe, seine Pflicht zu thun.

„Ihr Rath, mich zu Bett zu legen, war doch nicht

ernst gemeint?" hob der Rector wieder an. „Wenigstens werde ich ihn keinesfalls befolgen. So krank bin ich nicht und übrigens muß ich auch diesen Nachmittag ausgehen."

„Bei diesem Schnee?"

„Jetzt schneit es nicht mehr. Ich glaube überhaupt nicht, daß es heute wieder schneien wird. Die Witterung schadet mir übrigens auch nichts, und ich habe mich dadurch nie vom Ausgehen abhalten lassen."

„Aber so eben sagten Sie mir doch, daß Sie sich diese Erkältung an Mr. Godolphin's Grabe zugezogen zu haben glaubten?"

„Das glaube ich allerdings. Schon den nächsten Tag fühlte ich es im Kopfe. Aber den Hut konnte ich doch beim Segensprechen nicht aufbehalten, und Sie wissen, wie es regnete. Ach, der arme Mr. Godolphin! Ohne jene verhängnißvolle Katastrophe wäre er wahrscheinlich auch nicht so frühzeitig ins Grab gesunken."

„Ja, er hatte es sich zu sehr zu Herzen genommen", bemerkte Mr. Snow. „Und Ihre Tochter ist ein zweites beklagenswerthes Opfer. Ach, zuweilen, wenn ich finde, daß alle meine Kunst in vielen Fällen rein umsonst ist, wünsche ich, daß ich nie Arzt geworden wäre."

„Nun, wenn sie nur die Strapazen der Seereise übersteht, dann geht es mit ihr in Indien vielleicht besser. Glauben Sie das nicht auch? Schon der Wechsel des Aufenthalts wird ihr neues Leben einflößen."

Mr. Snow schwieg eine Weile.

„Von wem sprechen Sie denn eigentlich, Mr. Hastings?" fragte er dann.

„Nun, von meiner Tochter", antwortete der Rector

mit einem gewissen Grad von Verwunderung; „von Georg Godolphin's Weib.“

Der Arzt gewann sofort die schmerzliche Ueberzeugung, daß Mr. Hastings von dem gefahrdrohenden Zustand seiner Tochter noch nichts wisse. Natürlich war es seine Pflicht, ihn darüber aufzuklären, wiewohl er gewünscht hätte, dieser Aufgabe überhoben zu sein.

„Wann haben Sie Ihre Tochter das letzte Mal gesehen?“ fragte er.

„An dem Tage, wo meine Frau abreiste. Ich bin seit dieser Zeit nicht wohl genug gewesen, um viel auszugehen, und Mary hat wahrscheinlich in ihrer Häuslichkeit viel zu thun gehabt.“

„Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Ihre Tochter nicht wohl genug gewesen ist, um in ihrer Häuslichkeit sehr thätig zu sein. Ihr Zustand hat sich bedeutend verschlimmert.“

In dem Ton, mit welchem der Arzt diese Worte sprach, lag eine Bedeutung, welche auf den Rector weit mehr Eindruck machte, als durch die Worte an und für sich geschah. Er schwieg wohl eine volle Minute lang, dann erhob er sich von seinem Stuhl und ging einmal im Zimmer auf und ab, ehe er sich wieder zu Mr. Snow wendete.

„Sagen Sie mir die Wahrheit, Snow, die volle Wahrheit“, hob er dann an.

„Nun, die Wahrheit ist, daß von Hoffnung nicht mehr die Rede sein kann. Ihre Tochter wird nicht lange mehr hieniden weilen. Ich glaubte, Sie wüßten es.“

„Nein, ich habe nichts davon gewußt, Niemand von uns weiß etwas davon. Als ich und meine Frau das letzte

Mal bei Mary waren — es war, wie ich Ihnen schon vorhin sagte, an dem Tage, wo meine Frau abreiste — sprach sie davon, daß sie das nächste Mal, wo ihr Gatte nach Priors Ash käme, mit diesem nach London reisen würde. Ihr Aussehen kam mir an jenem Morgen bei weitem besser vor als sonst. Sie war nicht mehr so blaß und übrigens auch ganz heiterer Laune. Wann sind Sie denn bei ihr gewesen?"

„So eben erst. Ich ging zu ihr, ehe ich mich hierher zu Ihnen verfügte. Es wird jede Stunde schlimmer mit ihr. Lord Averil hat gestern Abend noch an Georg Godolphin telegraphiren lassen. Ich begegnete ersterem, als er kam, um sich nach ihr zu erkundigen, und er sagte mir's."

„Und mir hat man nichts davon gesagt!" rief der Rector. „Meine Tochter liegt im Sterben und ich weiß nichts davon!"

„Ich für meine Person", sagte Mr. Snow, „habe nicht anders geglaubt, als Sie wären unterrichtet davon, denn ich weiß, daß Sie oder die Ihrigen oft dort sind."

„Zufällig aber ist seit der Abreise meiner Frau Niemand von uns dort gewesen", entgegnete Mr. Hastings, während sein Ton in den der Klage überging. „Rosa konnte nicht gut abkommen und ich bin unwohl gewesen. Ich habe keine Ahnung gehabt, daß es mit Mary schlimmer ginge. Warum hat sie uns nichts sagen lassen? Warum hat Margery uns nichts gesagt?"

„Sie müssen wissen, Mr. Hastings, daß wir bis diesen Morgen keine unmittelbare Gefahr fürchteten", bemerkte Mr. Snow. „Lord Averil sagt, er habe es gestern Abend gemuthmaßt; ich für meine Person hatte die Kranke gestern

Nachmittag nicht wieder gesehen. Es sind mir schon mehrere dergleichen Fälle vorgekommen, wo Gefahr und Tod plötzlich und gleichzeitig erscheinen."

„Und was ist es für eine Krankheit, an welcher sie leidet?" fragte der Rector.

Der Arzt warf die Arme empor.

„Ich weiß es nicht. Ich kann nichts Anderes glauben, als daß die Sorge und Unruhe sie in die Gruft stürzen. Wäre ich nicht Arzt, so würde ich vielleicht sagen, sie stürbe am gebrochenen Herzen; ein solches Uebel will aber die Wissenschaft nicht anerkennen."

Eine halbe Stunde später stand der Rector über das Sterbelager seiner Tochter gebeugt. Ja, es war in der That ein Sterbelager, und wenn Mr. Hastings noch einen Rest von Hoffnung genährt hatte, so ward derselbe durch den ersten Blick auf Mary's Antlitz zerstört.

Sie lag da, in einen Shawl gehüllt, der Spitzenrand ihrer Nachthaube beschattete ihr zartes Gesicht und das glatte braune Haar, während die Augen größer zu sein schienen und einen noch sanftern Ausdruck hatten als sonst.

Vater und Tochter waren allein beisammen. Er hielt ihre Hand in der seinigen und legte die andere auf ihre weiße Stirn.

„Kind, Kind," rief er, „warum hast Du mir nichts melden lassen?"

„Ich wußte selbst nicht, daß ich so krank war, Papa", keuchte sie. „Mein Zustand scheint sich in der letzten Nacht bedeutend verschlimmert zu haben, doch fühle ich mich jetzt bedeutend besser als vor einer Stunde."

„Mary", sagte der Rector in ernstem Tone, „weißt

Du, daß Dein Zustand ein gefährlicher ist, daß er Deinen baldigen Tod zur Folge haben kann?"

„Ja, Papa, das weiß ich; ich habe es schon längst kommen sehen, nur war ich meiner Sache nicht gewiß."

„Und mein theures Kind, bist Du —"

Der Rector schwieg und biß sich auf die Lippen, um die in ihm aufsteigende Gemüthsbewegung zu unterdrücken. Sein Beruf hatte ihn schon an so manches Sterbelager geführt, aber Mary war sein eigenes Kind, und die Natur behauptet ihr Recht.

Nach wenigen Minuten hatte er seine Fassung wiedergewonnen. Kein Mensch konnte in Bezug auf seine eigenen Gefühle zurückhaltender sein als der Rector von Allerseelen, und Niemand war so wie er bedacht, seine Aufregung oder Erschütterung vor den Augen seiner Mitmenschen zu verbergen.

„Bist Du auf den Tod vorbereitet, Mary? Kannst Du ihm ohne Furcht ins Antlitz schauen?"

„Ja, ich glaube es", murmelte sie. „Ich fühle, daß ich zu Gott gehe. O Papa, vergib mir!" rief sie, indem sie in Thränen ausbrach, während sie in der Aufregung des Augenblicks ihre Arme zu ihrem Vater emporstreckte. „Die Angst und Unruhe, welche ich zu erdulden gehabt, haben meine Kräfte gebrochen. Ich denke fortwährend an das Unglück, welches durch unsere Schuld auch Dich getroffen. O Papa, vergib mir, ehe ich sterbe! Ich war nicht die Veranlassung dazu; ich wußte nicht einmal etwas davon! Papa", fuhr sie krampfhaft schluchzend fort, während der Rector sie vergebens zu beschwichtigen suchte, „gern hätte ich mein Leben zum Opfer gebracht, wenn ich Dich und

unsere ganze Familie vor diesem Unheil hätte bewahren können."

„Still, still, Kind. Wir haben Dir nichts zu verzeihen. Wenn ich auch in dem Schmerz des ersten Augenblicks mit Unzufriedenheit Deiner gedachte, so ward ich doch sofort wieder andern Sinnes. Du bist mir stets eine gute und gehorsame Tochter gewesen. Mary, soll ich es Dir sagen? Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe Dich von jeher mehr geliebt als irgend eins meiner andern Kinder."

Sie hatte sich von ihrem Pfühl emporgerichtet, drückte die Hand auf die Brust und schluchzte immer noch. Wenige Töchter haben ihren Vater so geliebt und verehrt, wie Mary den ihrigen liebte und verehrte.

Das Antlitz des Rectors war übernatürlich bleich und ruhig. Es war dies eine Folge seiner mit so gewaltiger Selbstbeherrschung niedergehaltenen Bewegung.

„Ich konnte es nicht länger ertragen, Papa", hob Mary wieder an. „Ich dachte an Dein Ungemach, an die Einschränkungen, welche Du Dir in Deiner Lebensweise hast auflegen müssen, an die vernichteten Aussichten meiner Brüder, und ich fühlte, daß dies unser Werk sei. Fortwährend dachte ich daran, vielleicht mehr als an andere Dinge; ich vermochte diese Qual nicht zu überwinden und nun tödtet sie mich. Aber, Papa, ich ergebe mich gern darein. Ich weiß, daß es zum Besten ist. Wären diese Leiden nicht über mich gekommen, so hätte ich nicht an Gott denken gelernt und mich vor dem Tode gefürchtet."

„Durch Kreuz und Anfechtung sollen wir eingehen in das Himmelreich", sagte der Rector in ruhigem, ernstem

Tone. „Leiden sind uns einmal hienieden in dieser oder jener Gestalt beschieden, mein Kind, und es kommt nichts darauf an, wann oder durch wen sie uns zugefügt werden, dafern sie uns nur einer bessern Welt entgegenführen. Du hast ein schweres Kreuz zu tragen gehabt, Gott ist aber ein gerechter und barmherziger Richter, und wenn er Dir ein volles Maß Leiden zugetheilt hat, so wird Dir auch ein reichliches Maß der Vergeltung beschieden sein."

„Ja", sagte Mary mit matter Stimme. „Ich gehe zu Gott. Wirst Du für mich beten, Papa? Wirst Du Gott bitten, daß er mir verzeihe und mich um Christi willen aufnehme in sein Reich? O Papa, wenn wir dem Tode entgegengehen, so ist es, als wäre das Jenseits gar nicht so fern! Es ist, als brauchte ich blos eine ganz kurze Spanne Zeit zu warten, bis ich wieder mit Euch allen vereinigt bin. Grüße Mama von mir, wenn ich sie nicht wiedersehen sollte, und sage ihr, wie innig ich sie geliebt. Sage ihr, ich sei blos vorangegangen und werde dort bereit sein, sie zu empfangen. Papa, ich glaube, Gott wird mir gestatten, fortwährend auf Euch zu warten und nach Euch auszuschauen."

Der Rector drehte sich herum, um ein Gebetbuch zu suchen. Er sah das Mary's auf ihrem Ankleidetische liegen. Er hatte es ihr selbst an ihrem Trauungstage geschenkt und ihren Namen hineingeschrieben.

Er schlug das Gebet beim Besuch der Kranken auf.

Als er sich wieder herumdrehte, blickte er Mary forschend in das Gesicht, welchem der Tod bereits sein unverkennbares Gepräge aufzudrücken begann.

„Und wann willst Du das heilige Abendmahl genießen,

Mary?" fragte der Rector leise. „Wann soll ich es Dir bringen?"

„Heute Abend", antwortete sie. „Dann wird Georg dasein."

Mr. Hastings runzelte die Stirn, bezwang sich aber sofort.

„Um acht Uhr denn, Mary", sagte er, indem er das Buch auf das Bett legte und an demselben niederkniete.

Mary legte sich auf ihren Pfühl zurück, faltete die Hände über dem Shawl, welcher ihre Brust bedeckte, und schloß die Augen, um zu hören.

Es war seltsam, daß selbst jetzt, während der Rector hier kniete, gewisse Worte, die er vor Jahren zu Mary gesprochen, lebhaft in seiner Erinnerung wieder auftauchten, Worte, welche sich auf Ethel Grame's Tod bezogen.

„Es kommt", hatte er damals gesagt, „vielleicht eine Zeit, Mary — denn wir wissen alle nicht, was wir noch erleben — wo selbst eins oder das andere von Euch jungen Leuten wünscht, ebenso gestorben zu sein wie Ethel. Mancher, der unter Ungemach und Sorgen um seine Existenz kämpft, wünscht vergebens, hinweggenommen zu werden und von dem ihm noch bevorstehenden Uebel verschont zu bleiben."

War der Rector von prophetischem Geist beseelt gewesen, als er diese Worte zu seiner Tochter gesprochen? Jetzt lag sie da, mit gebrochenem Herzen und von dem Ungemach der Welt in den Tod gebeugt.

Neuntes Kapitel.

Die telegraphische Depesche, welche abzusenden Lord Averil für räthlich gefunden und die keineswegs zu früh abgesendet worden, erreichte Georg erst nach vielen Stunden.

Zwischen neun und zehn Uhr abends, etwa zwei Stunden nachdem Lord Averil sie abgesendet, ward sie in Georg's Wohnung in London abgegeben.

Es war dies schon eine ziemliche Verspätung, dennoch aber, wie sich ergab, von keiner Bedeutung.

Georg war nämlich zu einem Diner gegangen. Er hatte Bekanntschaft mit dem Agenten des Hauses in Calcutta gemacht und von demselben die Einladung zu einem Diner, welches jener in seinem Landhause einige Meilen von der Stadt London gab, angenommen. Als die Depesche ankam, war daher zu ihrem Empfange weiter Niemand da als Georg's Wirthin, eine ehrbare alte Frau, welche, wie man zu sagen pflegt, früher bessere Tage gesehen und nie geglaubt hatte, daß sie aus dem Zimmervermiethen noch einmal einen Erwerb werde machen müssen.

Mistreß Clark — so hieß sie — hegte vor telegra-

phischen Depeschen einen unüberwindlichen Abscheu. Sie hatte in ihrem ganzen Leben deren nur zwei erhalten, die, welche ihr gemeldet, daß ihr einziger Sohn in Folge eines unglücklichen Zufalls ertrunken, und die, welche ihr den plötzlichen Tod ihres Gatten berichtet. Ihre Auffassung von Ursache und Wirkung war ein wenig verworren, und es war daher vielleicht ganz natürlich, daß sie hinfort derartige Depeschen mit allen Arten von erdenklichem Unglück in Zusammenhang brachte und ihre Ueberzeugung laut dahin aussprach, daß es für die menschliche Gesellschaft keinen größern Fluch gebe als die Erfindung des elektrischen Telegraphen.

Der Bote des Telegraphenbureau brachte die Depesche und die Magd trug sie zu ihrer Herrin hinein.

„Hier ist ein Telegramm für Mr. Georg Godolphin. Es kostet sechs Pence, und hier in diesem Buch soll darüber quittirt werden."

Mistreß Clark war vor Schrecken fast keines Wortes mächtig. Einige Minuten lang weigerte sie sich geradezu, die Depesche anzurühren oder in dem Buche zu quittiren, sodaß es zwischen ihr und dem Boten, welcher hereingerufen ward, zu einem langen Wortwechsel kam. Endlich erlangte der Bote die sechs Pence und die Quittung doch noch und ging dann seines Wegs, indem er die Depesche auf dem Tische liegen ließ.

„Das ist die Meldung von einem Todesfalle, Betsy, so gewiß wir hier stehen!" bemerkte Mistreß Clark, indem sie die auf dem Tische liegende Depesche betrachtete, ohne sie jedoch anzugreifen.

Betsy war zweifelhaft.

„In dem Hause, wo ich früher diente", sagte sie, „bekam ein Herr fortwährend dergleichen Telegramme. In diesen aber konnte nur lustiges Zeug stehen, denn er wollte sich allemal vor Lachen darüber ausschütten."

„Trage die Depesche hinauf, Betsy, und lege sie auf Mr. Godolphin's Ankleidetisch", befahl Mistreß Clark. „Lege sie aber so, daß sie ihm nicht sogleich in die Augen fällt, und wir wollen ihn, wenn er kommt, erst ein wenig darauf vorbereiten, ehe er hinaufgeht."

Betsy führte diesen Befehl buchstäblich aus. Von Haus aus eine gehorsame Dienerin, war sie auch gern bereit, Mr. Georg Godolphin so viel als möglich Schmerz zu ersparen. Georg war gegen die ihn bedienenden Personen sehr freundlich. Obschon jetzt arm, war er doch immer noch so freigebig, als seine Mittel es ihm erlaubten, und Betsy glaubte, einen prächtigern Mann als ihn gäbe es in der Welt nicht.

Sie stand vor dem Ankleidetische und sah sich auf demselben nach einem Plätzchen um, wo die Depesche nicht sofort in die Augen fiele. Endlich legte sie das Couvert flach auf die weiße Decke und stellte das gläserne Rasirbecken darauf, sodaß nur die Ränder der Depesche hervorragten.

Mistreß Clark selbst blieb wach, um ihren Abmiether vorzubereiten. Sie glaubte, Niemand könne sich dieser delicaten Aufgabe so geschickt entledigen wie sie, denn es galt, ihn hinreichend zu warnen, ohne ihn jedoch zu erschrecken, und in ihrer Gutmüthigkeit blieb sie über ihre gewohnte Stunde auf, um es zu thun.

Es war elf Uhr vorbei, als Georg nach Hause kam.

Mistreß Clark eilte hinaus in die Hausflur und traf ihn, als er eben sein Licht anzündete, welches auf einem Mahagonitischchen für ihn bereit stand.

„Es ist heute etwas für Sie eingegangen, Sir", hob sie an. „Ich habe sechs Pence dafür bezahlt. Ein Brief ist es nicht, sondern etwas Anderes. Sie werden es auf Ihrem Ankleidetische finden, Sir; ich habe es hinauftragen lassen und hielt es für gerathen, aufzubleiben, um es Ihnen zu sagen, ehe Sie selbst hinaufgingen."

„Ich danke Ihnen", entgegnete Georg.

Er eilte die Treppe hinauf und trat in sein Zimmer, ohne weiter an Mistreß Clark's Mittheilung zu denken. Daß eine telegraphische Depesche aus seiner Heimat eingelaufen sein könne, fiel ihm nicht im entferntesten ein. Die gutgemeinte Vorsicht der armen alten Frau hatte ihren Zweck verfehlt, und besser wäre es gewesen, wenn sie mit der Sprache sofort herausgegangen wäre. Georg hatte jetzt mit den Zurüstungen zu seiner Abreise alle Hände voll zu thun, und fortwährend liefen Packete und Briefe für ihn ein.

Zwei Briefe, welche mit der Abendpost gekommen waren, lagen auf dem Kaminsims. Georg öffnete dieselben, las sie und ging dann in sein Schlafzimmer.

Nun traf es sich, daß an diesem Abend auch ein kleines Packet für Georg abgegeben und von Betsy auf seinen Ankleidetisch gelegt worden war. Mistreß Clark wußte davon nichts und das Mädchen hatte es wahrscheinlich selbst vergessen.

Als Georg sein Licht niedersetzte, fielen seine Augen auf dieses kleine Packet und es war ganz natürlich, daß er

glaubte, dies sei das Etwas, wovon Mistreß Clark gesprochen.

Er wunderte sich, warum die alte Dame aufgeblieben sei, um ihm dies zu sagen, dachte aber weiter nicht darüber nach.

Er riß den Umschlag des Packets auf und fand, daß es ein Probehalsband enthielt, welches er verschrieben. Hierauf ging er zu Bett, ohne die Depesche, welche ganz ruhig daneben lag, auch nur gesehen zu haben.

Wintermorgen sind dunkel, ganz besonders in London, und es hatte daher schon neun Uhr geschlagen, ehe Georg nach seinem Rasirwasser klingelte.

Es ward ihm gebracht, und erst als er das gläserne Seifenbecken in die Höhe nahm, sah er, was darunter lag.

„Was ist denn das?" rief er.

Er riß die Depesche auf und las die darin enthaltenen unheilverkündenden Worte. Einen Augenblick später schrie er, Betsy in Erstaunen und Mistreß Clark, welche in ihrer Nachthaube aus einem obern Zimmer gestürzt kam, in Schrecken setzend, die Treppe hinab:

„Wann ist denn diese Depesche eingegangen? Warum hat man mir nichts davon gesagt?"

Was konnten jetzt aber alle Erklärungen und Auseinandersetzungen nützen? Was hätte es gefruchtet, wenn er Mistreß Clark lange Vorwürfe gemacht hätte? Die versäumten Stunden konnten dadurch doch nicht wieder zurückgerufen werden und die alte Dame hatte gethan, was nach ihrer schwachen Einsicht das Beste war.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, ohne zu frühstücken, eilte Georg nach dem Bahnhofe und kam gerade noch

zur rechten Zeit, um einen Eilzug abfahren zu sehen, der ihn direct nach Priors Ash gebracht haben würde.

Wüthend über die Verzögerung, zu der er sich verurtheilt sah, über seine eigene Ungeduld, über das Mißverständniß hinsichtlich der Depesche und über den Stand der Dinge im Allgemeinen, konnte Georg nichts Anderes thun, als sich in die Umstände fügen, und langte erst gegen drei Uhr nachmittags in Priors Ash an.

Der erste Bekannte, den er bei seiner Ankunft auf dem Bahnhofe erblickte, war Lord Averil.

Dieser, welcher sich Georg's Ausbleiben nicht erklären konnte, war zu dem Schlusse gekommen, daß die Depesche nicht richtig bestellt worden, und stand, weil er glaubte, daß Mary stündlich dem Tode mit immer schnellern Schritten entgegengehe, eben im Begriff, eine zweite abzusenden.

Er nahm Georg sofort beim Arm und ging mit ihm durch den Schnee rasch nach der Stadt.

Ja, er, Lord Averil, Peer des Königreichs, ging Arm in Arm mit Georg Godolphin, welcher so nahe daran gewesen, dem tugendhaften kritischen Publikum als Candidat für freie Ueberfahrt nach Australien präsentirt zu werden. Indeß dieser Gefahr war Georg entronnen und immer noch ein Gentleman. Ja noch mehr, er war Lord Averil's Schwager, und dieser hegte den aufrichtigen Wunsch, daß die Gesellschaft den kleinen Fehltritt in Godolphin's Leben ebenso bereitwillig vergessen möchte wie er selbst.

Während sie so mit einander dahin schritten, erzählte Lord Averil, wie Mary's Zustand sich plötzlich verschlim-

mert habe und wie die unmittelbare Gefahr erst vor wenigen Stunden zu Tage getreten sei.

Georg konnte es aber immer noch nicht begreifen. Allerdings war seine Gattin, als er von ihr gegangen, krank, aber doch, wie er glaubte, nicht ernstlich krank gewesen. Er hatte sie jetzt mit den Zurüstungen zur Reise beschäftigt geglaubt, und nun sagte man ihm auf einmal, sie läge im Sterben! Nein, das konnte Georg nicht begreifen und glaubte es auch kaum. Wenn dem so war, warum hatte Mary ihn nicht schon früher benachrichtigt?

Lord Averil konnte ihm keine ausführlichern Mittheilungen machen. Erst den Abend vorher war Cecily zufällig bei Mary gewesen und hatte hier von ihrem Zustande Kenntniß erhalten. Mr. Hastings und seine Familie waren, wie Lord Averil gehört, ebenfalls erst diesen Morgen davon unterrichtet worden, ja Mary selbst hatte bis diesen Morgen, bis noch vor wenigen Stunden nicht geglaubt, daß die Gefahr so nahe sei, und sie dankte Lord Averil herzlich, daß er so fürsorglich nach Georg hatte telegraphiren lassen.

„Aber Snow muß es doch gewußt haben", wendete Georg ein.

„Ich glaube nicht. Ich sprach ihn heute und er gab seine Ueberraschung zu erkennen, daß die Krankheit diese plötzliche verhängnißvolle Wendung genommen."

„Aber was ist es denn für eine Krankheit?" fragte Georg. „Mary litt ja an keiner eigentlichen Krankheit, blos an Schwäche."

„Ich glaube, das ist es eben — Schwäche."

„Schwäche tödtet aber nicht."

„Zuweilen doch.“

Margery stand an der Thür, als sie das Gartenpförtchen erreichten. Wahrscheinlich schaute sie nach ihrem Herrn aus, denn die Stunden der ankommenden Züge waren ihr bekannt. Die Fenster des Wohnzimmers gingen auf diesen Weg, und Georg's Augen wendeten sich natürlich denselben zu.

Es war aber keine Spur von geschäftigem Leben zu bemerken. Die Vorhänge hingen in ihren ungestörten Falten herab und die Rollgardinen waren theilweise heruntergelassen.

„Ich will blos fragen, wie es mit Ihrer Gattin jetzt geht und ob Cecily hier ist“, sagte Lord Averil, indem er Georg den Kiesweg hinauf folgte.

Cecily war nicht da. Sie hatte in Bessy's Begleitung das Haus vor ungefähr zehn Minuten verlassen, sagte Margery. Lady Godolphin, welche in ihrem Wagen gekommen und sich eine Viertelstunde aufgehalten, war auch wieder fort, ebenso wie Miß Rosa, welche den größten Theil des Vormittags dagewesen. Mistreß Godolphin schiene sich jetzt ein wenig besser zu befinden und zum Schlafen geneigt zu sein, was bei einer solchen Menge Besuch nicht zu verwundern sei. Jedenfalls, meinte Margery weiter, sei es gerathen, ihrer Herrin nun eine Stunde Ruhe zu gönnen.

Lord Averil entfernte sich demgemäß.

Georg warf seinen Ueberrock auf einen Stuhl und hing seinen Hut in der kleinen Hausflur auf.

Dann wendete er sich mit strenger Miene zu Margery. „Ist Eure Herrin denn wirklich so sehr krank?“

„Ich glaube allerdings, es steht so schlimm mit ihr, daß es nicht viel schlimmer werden kann, Sir. Als Mr. Snow vorhin fortging, sagte er allerdings, es ginge jetzt etwas besser. Auch geht es wirklich jetzt etwas besser als heute Morgen, sonst hätte sie sich nicht aufsetzen können."

„Aber, Margery, warum bin ich nicht eher gerufen worden? Die Schuld muß an Euch liegen."

„Ich kann es nicht ändern, Sir, und wenn Sie mich schelten, so muß ich mich darein fügen. Glauben Sie denn aber, Mr. Godolphin", fuhr sie mit erhobener Stimme und im Tone der Vertheidigung fort, „daß ich, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte, daß es so schlimm mit meiner Herrin werden könne, unterlassen haben würde, nach Ihnen zu schicken? Gestern früh, als es immer schlimmer mit ihr ward, sagte ich, daß an Sie geschrieben werden müsse, und sie sagte, sie wolle selbst schreiben. Sie schrieb auch wirklich, ward aber mit dem Brief erst gegen Abend fertig und Lord Averil ließ nun telegraphiren. Ein Zustand von unmittelbar drohender Gefahr ist erst seit heute Morgen eingetreten."

„Eure Herrin kann aber nicht so krank sein, wie Ihr alle hier mir vorreden wollt. Es kann noch nicht alle Hoffnung zu Ende sein!" rief Georg in leidenschaftlichem Tone.

„Na, das weiß ich weiter nicht", antwortete Margery, welche vielleicht wünschte, die Thatsachen in einem mildern Licht erscheinen zu lassen, gerade so wie Mistreß Clark mit der telegraphischen Depesche gethan. „Besser geht es jetzt allerdings mit ihr als heute Morgen. Sie hat sich aufgesetzt."

Georg Godolphin besaß ein hoffnungsvolles Gemüth. Selbst diese wenigen Worte schienen mit Gewißheit zu seinem Herzen zu sprechen.

„Nicht hier herein, Sir“, bemerkte Margery, als er die Thür des Wohnzimmers öffnen wollte. „Doch es kommt nichts weiter darauf an“, setzte sie hinzu. „Sie können auch hier herein gehen.“

Er ging durch das Wohnzimmer und öffnete die Thür des Schlafzimmers. Der Anblick, der sich ihm darbot, sollte Zeit seines Lebens seiner Erinnerung gegenwärtig bleiben.

Das Zimmer ward mehr durch den Schein des Kaminfeuers als durch das Tageslicht erleuchtet, denn die Vorhänge und Rollgardinen bedeckten theilweise die Fenster und der trübe Winternachmittag ging schon allmälig in Dämmerung über. Das Bett stand am andern Ende des Zimmers, der Ankleidetisch neben demselben. Das Feuer befand sich dem Eintretenden zur rechten Hand, und auf einem vor dasselbe gezogenen weißbedeckten Sopha saß Mary.

Sie war theilweise angekleidet und in einen leichten Kaschmirshawl gehüllt. Ihre Haube war aufgebunden und ihr Gesicht, trotzdem es von dem braunen Haar beschattet ward, in dem von dem Feuer geworfenen Schein nur zu sichtbar.

Was war da wohl am farblosesten, dieses Gesicht oder der weiße Ueberzug des Sophas? Georg's Herz stand still, während er es betrachtete, und pochte dann nur um so stürmischer, denn jeder Schimmer von Hoffnung war mit einem Male daraus entwichen.

Mary hatte ihn nicht gehört, denn er war sehr leise eingetreten. Neben ihr auf dem Sopha lag Meta fest schlafend, während ihre Hände und ihre goldenen Locken auf dem Schooße ihrer Mama ruhten. Bei Georg's erstem Schritt vorwärts wendete Mary ihre sanften wehmüthigen Blicke auf ihn und ein leiser Schrei entrang sich ihren Lippen.

Ehe sie noch eine Bewegung machen oder sprechen konnte, war Georg an ihrer Seite, schlang seinen schützenden Arm um sie und drückte ihr Gesicht sanft an seine Brust.

Welch ein Gegensatz zwischen den beiden Gatten! Sie so hinfällig und abgezehrt, dem Grabe so nahe, er in seiner ganzen männlichen Kraft, seiner frischen Schönheit.

Meta erwachte, erkannte ihren Vater und gerieth in große Aufregung. Margery aber kam sofort herein, trug sie fort und schloß die Thüre hinter sich.

Mary lehnte ihr schönes jugendliches Antlitz — zu schön und zu jugendlich, um schon zu sterben — an das ihres Gatten und ihre kraftlose Hand liebkosend in die seinige.

Der Schlag war für Georg ein gewaltiger. Es kam ihm fast vor, als hätte er sie schon verloren, und heiße Thränen, wie sie von einem Manne selten vergossen werden, rannen seine Wangen herab und fielen auf ihr Gesicht.

„Gräme Dich nicht", flüsterte sie, während ihre Augen ebenfalls von Thränen überströmten. „O Georg, mein Gatte, der Schmerz der Trennung ist ein bitterer, aber im Himmel werden wir uns wiedersehen und dann nie wieder

von einander scheiden. Ach, das Ungemach, welches über uns hereinbrach, war gar so schwer!"

„Aber glaubst Du wirklich, daß dieses Ungemach die Ursache Deines Todes sei, Mary?" stammelte er, mühsam nach Fassung ringend.

„Ja, ich glaube es. Ich that mein Möglichstes, um mich dadurch nicht niederwerfen zu lassen, aber — o Georg!" rief sie im Tone bitterer Klage, „wenn es mir doch möglich gewesen wäre, damit ich Dich in Deine neue Heimat hätte begleiten können."

Georg setzte sich auf die Stelle des Sophas, wo Meta gelegen, und drückte seine Gattin schweigend an sich. Sie fühlte den Schlag seines Herzens an dem ihrigen.

„Im Himmel winkt uns eine bessere Heimat", hob sie wieder an, indem sie ihr bleiches Gesicht an seine Schulter lehnte. „Du wirst mir dorthin nachfolgen, Georg. Ich gehe blos voran. Alle Schmerzen und alle Sorgen der Erde sind dann vergessen und wir werden ewig und selig bei einander sein."

Er ließ sein Gesicht auf ihren Hals niedersinken und begann verzweiflungsvoll laut zu schluchzen. Wie groß auch die Zahl seiner Fehler und Fehltritte gewesen sein mochte, so hatte er sein Weib doch stets geliebt, und jetzt, wo er es verlieren sollte, war diese Liebe größer, als sie jemals gewesen. Wer kann wissen, daß sie nicht schon jetzt von nagenden Gewissensbissen begleitet war?

„Vergiß mich nicht, wenn ich nicht mehr bin, Georg. Denke zuweilen an mich als Dein armes Weib, welches Dich bis zum letzten Augenblick geliebt, welches so gern bei Dir geblieben wäre, wenn Gott es nicht anders beschlossen hätte.

Als ich zum ersten Male die Ueberzeugung gewann, daß ich Dich und Meta verlassen müßte, brach mir fast das Herz. Dieser Schmerz ist aber immer milder geworden, und ich glaube, Gott hat mich mit diesem Gedanken ausgesöhnt."

„Aber was soll ich ohne Dich beginnen? Was soll aus unserm Kinde werden?" stammelte er mit bebenden Lippen.

Vielleicht dachte Mary bei sich selbst, daß er schon während der letztvergangenen Monate recht wohl gewußt, was er ohne sie beginnen solle, denn sein Zusammensein mit ihr ließ sich fast nur nach Stunden anstatt nach Tagen berechnen; aber sie war zu edelgesinnt, um darauf hinzudeuten, und aller Groll darüber war aus ihrem Herzen entschwunden.

„Cecily und Lord Averil wollen Meta zu sich nehmen", sagte sie. „Erfülle ihren Wunsch, Georg. Es wäre für Meta nicht gut, wenn sie mit Dir allein nach Indien ginge."

Diese Worte überraschten ihn, doch entgegnete er nichts darauf.

„Cecily machte mir gestern diesen Vorschlag", fuhr Mary fort. „Sie ist mit Freuden bereit, für die fernere Erziehung unserer Tochter zu sorgen. Ich glaube, Lord Averil wird später selbst mit Dir darüber sprechen. Die Sorge für unser armes Kind war die schwerste Last, die mein Herz bedrückte. Durch Cecily's edelmüthigen Vorschlag bin ich nun davon befreit."

„Ja", sagte Georg zögernd, „vor der Hand ist es vielleicht das Beste, was sich thun läßt. Wenn ich aber in

Indien eingerichtet und heimisch sein werde, dann muß Meta mir nachgesendet werden. Auf immer kann ich mich nicht von ihr trennen."

„Auf immer? Nein, das sollst Du auch nicht. Aber, Georg, es ist ja leicht möglich", sagte Mary stammelnd und zögernd, „daß Du ein neues Ehebündniß schließest, und in diesem Falle würdest Du auf Meta's Verlust geringern Werth legen."

„Sprich nicht so!" unterbrach er sie leidenschaftlich. „Wie kannst Du in diesen unsern letzten Augenblicken auf so etwas hindeuten, Mary!"

Sie schwieg eine Weile und weinte still vor sich hin.

„Käme mir diese Trennung so plötzlich und unerwartet, wie sie Dir kommt", hob sie dann wieder an, „so wäre ich vielleicht mit Entsetzen vor diesem Gedanken zurückgebebt, aber, Georg, ich habe wochenlang an weiter nichts zu denken gehabt als an mein Abscheiden und daher die Zukunft auf eine Weise ins Auge zu fassen gelernt, wie es mir früher nicht möglich gewesen wäre. Schilt mich nicht, weil ich dies sage. Ich muß es erwähnen, wenn ich von Meta sprechen soll. Ich begreife wohl, wie sehr dieser Gedanke Dir jetzt widerstreben mag, aber, Georg, möglich ist das, was ich vorhin erwähnte, doch; dies mußt Du selbst zugeben."

„Ich glaube es nicht", entgegnete Georg im Tone ernster Ueberlegung. „Ich müßte mich sehr in mir selbst irren, wenn ich mich jemals entschlösse, mich wieder zu vermählen."

„Aber unmöglich ist es nicht."

„Unmöglich ist es allerdings nicht", stimmte er endlich bei.

Ihr Herz begann schneller zu schlagen und sie barg ihr Gesicht an seiner Brust, sodaß er es nicht sehen konnte. Als sie wieder sprach, vermochte er ihre geflüsterten Worte nur mit Mühe zu erlauschen.

„Ich weiß", sagte sie, „wie thöricht und unrecht es für ein sterbendes Weib ist, seinem Gatten ein Versprechen dieser Art abzupressen. Wollte ich jetzt zu Dir sagen: Heirathe nicht wieder, so wäre dies ein geradezu sündhaftes Begehren, denn es würde beweisen, wie sehr meine Gedanken und Leidenschaften noch an der Erde hingen. Habe daher Geduld mit mir, Georg, während ich davon spreche. Es ist nicht meine Absicht, so sündhaft zu sein, aber — aber —"

Ihre Aufregung war so groß, daß sie für den Augenblick nicht weiter sprechen konnte. Ihre Brust arbeitete, ihr Athem stockte fast und sie vermochte nur noch zu keuchen.

Georg sah, daß dies geistige Erschütterung, nicht körperliche Schwäche war, und wartete, bis diese Anwandlung vorüber wäre, indem er mit sanfter Hand das Haar von Mary's Stirn zurückstrich.

„Ein Versprechen möchte ich mir aber doch von Dir erbitten", hob sie, nachdem sie ihre Aufregung einigermaßen bemeistert, wieder an. „Wenn — wenn Du wieder heirathen solltest und Deine Wahl dann auf — auf sie fiele, dann suche nicht Meta von Cecily hinwegzunehmen, sondern laß sie stets bei dieser bleiben."

Es trat eine Pause ein. Georg unterbrach endlich dieselbe, indem er fragte:

„Von wem sprichst Du, Mary?"

Wieder begann Mary's Brust zu arbeiten und zu

keuchen, wieder mußte sie dieselbe grausame Aufregung niederkämpfen, ehe sie stammeln konnte:

„Von Charlotte Pain.“

„Charlotte Pain!“ wiederholte Georg im Tone der Ueberraschung.

„Ich könnte es nicht ertragen“, fuhr Mary fröstelnd fort. „Georg, mache sie nicht zur zweiten Mutter meines Kindes. Ich könnte es nicht ertragen! Ich würde mich im Grabe umwenden! Solltest Du sie heirathen, so versprich mir, daß Meta nicht von Ashlydyat weggenommen werden soll.“

„Mary“, entgegnete Georg in ruhigem Tone, „ich werde Charlotte Pain niemals heirathen.“

„Das weißt Du nicht. Du denkst es jetzt vielleicht, aber Du kannst nicht für Dich selbst stehen. Georg, sie ist mit schuld an meinem frühen Tode. Sie darf nicht Meta's zweite Mutter werden.“

Er richtete ihr Gesicht so empor, daß er es sehen konnte. Seine dunkelblauen Augen blickten forschend in die ihrigen, und ihre Hand in die seine nehmend, sagte er in ernstem Tone:

„Charlotte Pain wird nie Meta's zweite Mutter werden. Dies schwöre ich bei dem Himmel, der vielleicht auch mich einmal aufnimmt. Charlotte Pain wird niemals Meta's zweite Mutter oder mein Weib. Dies schwöre ich Dir hier vor dem Angesichte Gottes.“

Mary sprach ihren Dank nicht in Worten aus, sondern schmiegte sich blos inniger an ihn und bereute vielleicht halb, daß sie jemals an ihm gezweifelt.

In demselben ernsten Tone hob Georg wieder an:

„Und nun, Mary, sage mir, was Du damit meintest, als Du vorhin bemerktest, Charlotte Pain sei mit schuld an Deinem Tode.“

Eine dunkle Röthe überzog Mary's bleiches Antlitz und sie wendete es wieder von Georg ab, sodaß er ihr nicht in die Augen sehen konnte. Es dauerte jedoch eine Weile, ehe sie sprach.

„Es kam alles auf einmal über mich, Georg“, murmelte sie endlich im Tone liebender Zärtlichkeit, zum Zeichen, daß sie jedem Groll entsage, daß die Vergangenheit, wie sehr in dieser auch an ihr gesündigt worden sein mochte, verziehen sei. „In jenem grausamen Augenblick, wo der Schlag mich ereilte, als ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte, um Trost und Beruhigung zu finden, da erfuhr ich auch, was in der Stadt schon längst von Charlotte Pain erzählt ward. Georg, es war mir, als würde mir das Herz gespaltet. Ich hatte Dich so innig geliebt, ich hatte so fest auf Dich vertraut, und nun zu finden, daß Du nicht mich, sondern sie liebtest —“

„Schweig!“ rief Georg in seiner Aufregung fast heftig. „Nie habe ich eine Andere geliebt als Dich, Mary. Ich schwöre es.“

„Ach, ich konnte es nicht überwinden“, fuhr Mary fort, während sie sich mit der Hand über die Stirn fuhr, wo der alte stechende Schmerz sich wieder fühlbar zu machen begann, „und ich fürchte, es ist dadurch mein früher Tod beschleunigt worden. Es war so grausam, mich in meinem Vertrauen so getäuscht zu sehen!“

Georg kniff die Lippen zusammen und antwortete nichts.

„Aber es ist nun vorüber, Georg“, fuhr Mary fort. „Es ist in die Vergangenheit begraben, und meine Absicht war nicht, es zu erwähnen. Ich würde es auch nicht erwähnt haben, wenn ich nicht von Meta hätte sprechen wollen. O laß es ruhen; es braucht die letzte Stunde unseres Beisammenseins nicht zu stören.“

„Es scheint Dich weit mehr beunruhigt zu haben, als es eigentlich gesollt hätte“, sagte er mit einem Anflug von Unmuth in seinem Tone.

„Ja, wenn ich jetzt zurückblicke, so bin ich selbst dieser Meinung. Wenn wir, wie ich, bei dem letzten Auftritt unseres Lebens angelangt sind, wenn diese Welt sich vor unsern Blicken schließt, während das Jenseits sich aufthut, dann sehen wir, wie thöricht wir in vielen Dingen gewesen, wie eitel unsere armseligen irdischen Leidenschaften sind. Wie verkehrt von uns, daß wir uns während dieser kleinen Spanne Zeit um vorübergehender Thorheiten und zeitweiliger Interessen willen abängsten, während wir doch für die große, welche ewig dauern wird, leben und uns vorbereiten sollten. Wenn ich jetzt auf mein Leben zurückblicke, so erscheint es mir in der That als eine kurze Spanne, als eine flüchtige Stunde im Vergleich zu der Ewigkeit, welcher ich entgegengehe. O Georg, wir bedürfen alle Gottes Güte und Verzeihung, ich sowohl als Du. Es war nicht meine Absicht, Dir Vorwürfe zu machen, aber ich konnte einmal den Gedanken nicht ertragen, daß Du Charlotte, wenn Du sie zu Deiner zweiten Gattin machtest, auch Meta's Erziehung anvertrautest.“

Bezweifelte Georg, daß diese Furcht nun völlig aus ihrem Herzen gebannt sei? Vielleicht, denn sonst

hätte er wahrscheinlich nicht zu ihr gesprochen, wie er jetzt zu sprechen im Begriff stand.

„Erlaube mir, Dein Gemüth noch fernerweit zu beruhigen, Mary. Wäre ich auch noch so sehr geneigt, Mistreß Pain zu heirathen, so könnte dies gleichwohl nicht geschehen. Mistreß Pain hat schon einen Mann."

Mary richtete ihr Gesicht empor, und ein Blitz der Freude zuckte darüber.

Georg sah es und ein wehmüthiger träumerischer Ausdruck von Selbstverdammung sprach aus dem seinigen.

„Hat sie sich denn, seitdem sie Priors Ash verlassen, wieder verheirathet?" fragte Mary.

„Sie ist niemals Wittwe gewesen, Mary", antwortete er. „Rodolf Pain, ihr Gatte, lebt noch."

„Dann ist er also nicht gestorben?"

„Wie es scheint, nicht, denn er ist jetzt wieder in England."

„Und wußtest Du das?"

„Erst seit seiner Rückkehr. Ich glaubte ebenso wie alle Andern, sie sei Wittwe. Eines Abends im verwichenen Sommer, als ich Ashlydyat verließ, traf ich zufällig beide in den Gartenanlagen und erfuhr nun zu meiner großen Ueberraschung, daß der Mann, welchen seine Gattin für todt ausgegeben, sich blos im Auslande versteckt gehalten hatte. Es hängt damit ein unangenehmes Geheimniß zusammen, dessen nähere Einzelheiten ich weiter nicht bemüht gewesen bin zu erforschen. Er hatte sich höchstwahrscheinlich in allerhand unredliche Manipulationen verwickelt und mußte daher, wenn er nicht Bekanntschaft mit dem Criminalgericht machen wollte, das Land meiden. Wie

dem aber auch gewesen sein mag, so ist er jetzt wieder da und bei seiner Frau. Wahrscheinlich ist die Gefahr gehoben, denn ich begegnete beiden vorige Woche, während sie mit einander öffentlich auf der Straße gingen, und sie sagten mir, daß sie sich nach einem Hause umsähen."

Mary seufzte wie aus erleichtertem Herzen auf.

„Wäre Mistreß Pain aber auch die Wittwe, für welche sie sich ausgab", fuhr Georg fort, „so würde ich sie doch nie zu meinem Weibe gemacht haben. Wie konntest Du so etwas voraussetzen, Mary! Charlotte Pain sollte mein Weib, die zweite Mutter, die Erzieherin Meta's sein? Ein richtiger Mann heirathet nicht ein Wesen, wie Charlotte Pain ist."

„Dann ist Deine Neigung zu ihr wohl nicht überaus groß."

„Meine Neigung zu ihr ist so überaus groß, daß, wenn ich nie wieder etwas von ihr sehen oder hören sollte, mich dies auch nicht einen Augenblick beunruhigen würde!" rief er in einem Tone, welcher verrieth, daß er es völlig aufrichtig meinte.

Mary schloß erschöpft die Augen, während sie an der Brust ihres Gatten liegen blieb, und schlief ein. Georg blickte ihr in das schöne blasse Antlitz und wagte, um sie nicht zu stören, kaum den Finger emporzuheben und sich die bittern Thränen später, nutzloser Reue zu trocknen.

Zehntes Kapitel.

Mit hastigem Schritt und bekümmertem, verstörtem Gesicht kam Jemand den Kiesweg herauf, ging an Margery und Meta in der Hausflur, ohne sich aufzuhalten, vorüber und trat in das Krankenzimmer.

Es war Grace, Mistreß Akeman. Die plötzliche Wendung zum Schlimmern, welche Mary's Krankheit genommen, war zu einer sehr ungelegenen Zeit gekommen, denn Mistreß Hastings war, wie wir wissen, auf eine Woche verreist und Grace hatte mit ihrem Gatten einen Ausflug über Land gemacht. Es ward ihr ein Bote nachgesendet und sie kehrte rasch nach Hause zurück.

Ihr Gewissen machte ihr jetzt die heftigsten Vorwürfe. Mary lag im Sterben, während Grace gemeint, sie sei blos mit den Vorbereitungen zu der Abreise nach Indien beschäftigt, um dann dort ein lustiges Leben zu führen. Noch erst denselben Tag hatte sie zu ihrem Gatten, während sie in seiner eigenen Chaise, die mit Baurissen und Anschlägen vollgestopft war, die schneebedeckte Straße entlang fuhren, gesagt, manche Menschen schienen einmal zum Glück geboren zu sein, und Mr. und Mistreß Godolphin

würden wahrscheinlich in der Präsidentschaft Bengalen bald dieselbe hervorragende Rolle spielen, die sie zeither in Priors Ash gespielt.

Und nun erfuhr sie auf einmal, daß Mary durch Kummer, Demüthigung und Vernachlässigung einem frühen Grabe entgegengeführt ward. Nun bedachte sie, daß sie eigentlich eine andere Denk- und Handlungsweise gegen ihre Schwester bethätigen und ihr ein wenig schwesterliche Sympathie hätte bezeigen sollen, anstatt sie mit unverdienten Vorwürfen zu überhäufen.

Von bitterer Reue gefoltert, kam sie jetzt. Sie kam in dem Glauben, daß noch nicht alles verloren sein könne, daß noch ein Mittel, noch eine Hoffnung vorhanden sein müsse, und daß, wenn sie, Grace von ihrer Energie Gebrauch machte, Mary wieder zum Leben und zur Gesundheit zurückgeführt werden könne.

Es war ein beklagenswerther Zufall, daß Grace gerade an diesem Tage Priors Ash verlassen. Ihr Gatte hatte ihr gesagt, sie würde bei dem tiefen Schnee besser thun, wenn sie zu Hause bliebe, aber sie hatte es sich einmal vorgenommen und pflegte in der Regel ihren Willen durchzusetzen.

In Folge der Saumseligkeit des Boten und der durch den Schnee erschwerten Passage war es daher ziemlich Abend geworden, ehe sie wieder nach Priors Ash zurückkam.

Mary war eben aus ihrem kurzen Schlummer erwacht, und Georg stand neben ihr, indem er sich mit dem Arm auf den Kaminsims stützte.

Er runzelte die Stirn, als er Grace eintreten sah, denn er war ihr nie gewogen gewesen. Er wußte, daß sie sich stets

unfreundlich gegen Mary gezeigt, und war der Meinung, daß ihr schroffes, rauhes Wesen in dieses Sterbezimmer nicht wohl passe. Indeß sie war einmal die Schwester seines Weibes, und er ging ihr entgegen, um sie willkommen zu heißen.

Grace sah dies nicht und wollte es vielleicht auch nicht sehen. Vielleicht war sie in der That ganz durch den Anblick, welchen Mary ihr darbot, in Anspruch genommen. Sie hatte geglaubt, es sei noch Hoffnung, noch ein Mittel vorhanden, aber nun sah sie, daß schon der Tod in diesen Zügen geschrieben stand, und brach in Thränen aus.

Mary streckte die Hand aus und ein mattes Lächeln verklärte ihr bleiches Antlitz.

„Ich glaubte nicht, daß Du mich noch einmal besuchen würdest, Grace", sagte Mary.

„Ich war mit meinem Manne heute Morgen über Land gefahren", schluchzte Grace. „Aber was ist der Grund, daß Du auf einmal so krank geworden bist?"

„Ich bin schon lange krank gewesen", antwortete Mary.

„Aber es muß doch noch Hoffnung dasein!" rief Grace in ihrer hastigen Weise. „Mr. Georg Godolphin", fuhr sie, sich zu diesem wendend, fort, indem sie zugleich ihre Thränen trocknete, als ob er nicht würdig wäre, dieselben zu sehen, „es muß doch noch Hoffnung vorhanden sein? Was sagen denn die Aerzte?"

„Es ist keine Hoffnung mehr, Grace", entgegnete Mary mit ihrer schwachen Stimme. „Die Aerzte wissen auch, daß keine mehr ist. Doctor Beale war heute Mittag mit Mr. Snow hier, aber diese Besuche geschehen jetzt blos noch der Form wegen."

Grace band ihren Hut auf und setzte sich.

„Ich dachte", sagte sie, „Du wärest wieder auf dem Wege der Besserung."

Mary machte eine leichte verneinende Geberde.

„Ich selbst habe dies nicht geglaubt. Allerdings hoffte ich es und die Hoffnung bewog mich, zu schweigen, seit einigen Tagen hat aber die Ueberzeugung von meinem nahen Tode in meinem Herzen Wurzel gefaßt."

Georg sah sie mit halb vorwurfsvollem Blick an. Mary verstand den Blick und beantwortete denselben.

„Jetzt wünsche ich allerdings, ich hätte mich wenigstens gegen Dich ausgesprochen, Georg", sagte sie; „aber ich war meiner Sache nicht völlig gewiß. Hätte ich Dir meine Gedanken mitgetheilt, so hättest Du mich damals vielleicht ungläubig verlacht."

„Du sprichst sehr ruhig, Mary", sagte Grace in leidenschaftlichem Tone. „Schmerzt es Dich nicht, uns verlassen zu sollen?"

Eine zarte hektische Röthe überzog Mary's Wangen.

„Ob es mich nicht schmerzt?" wiederholte sie tief bewegt. „Mein Leben ist ja schon so lange weiter nichts als ein einziger fortgesetzter Schmerz. Siehst Du nicht, daß es der Schmerz ist, der mich tödtet, Grace? Doch Gott ist barmherzig, und es ist nun vorüber", setzte sie in ruhigerem Tone hinzu. „Die Bitterkeit des Todes ist überwunden."

Grace's Sinn für Recht und Unrecht war höchst empfindlich. Der Rector, ihr Vater, hatte in seiner Jugend denselben leicht empfindlichen Sinn gehabt, aber ihn im Laufe der Jahre beherrschen gelernt. Mit Grace war dies nicht der Fall. Mit funkelnden Augen und dunkel

erglühenden Wangen wendete sie sich gegen ihren Schwager.

„Hören Sie das? Der Schmerz tödtet meine arme Schwester. Wer aber hat diesen Schmerz ihr zugefügt? Mr. Georg Godolphin, um Ihr Gewissen beneide ich Sie nicht. Ich dachte mir aber schon, daß dies alles so kommen würde", rief sie leidenschaftlich; „ich dachte mir es schon, ehe meine Schwester Sie heirathete."

„O schweig, Grace!" rief Mary, während eine plötzliche Furcht sich in ihrem emporgewendeten Gesicht malte. „Georg! Georg!"

Sie streckte ihre Hände sehnsüchtig nach ihm aus, als ob sie ihn gegen die von ihrer Schwester gesprochenen unfreundlichen Worte in Schutz nehmen wollte.

Georg näherte sich ihr und bückte sich zu ihr herab.

„Sie vergessen den Zustand Ihrer Schwester, wenn Sie so sprechen, Mistreß Akeman", sagte er in ernstem Tone. „Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so sagen Sie mir es später. Sie sollen, wenn Sie es wünschen, Gelegenheit dazu erhalten, in Gegenwart meines Weibes aber muß Ruhe und Frieden sein."

Grace warf ihren Shawl ab, pochte mit der Spitze ihres Fußes auf den Feuerschirm und war kaum im Stande, die in ihr tobende Bewegung zu bemeistern.

„Ich glaube, ich könnte eine Tasse Thee trinken", sagte Mary. „Können wir ihn nicht vielleicht hier zum letzten Male mit einander trinken? Du wirst ihn bereiten, Grace."

Das arme schüchterne Herz! Vielleicht sagte sie dies blos, um den Frieden zu wahren, nach welchem sie sich so

innig sehnte und der ihr, wie allen andern Sterbenden, so nöthig und erwünscht war.

Georg zog die Klingel und Margery trat ein.

Es geschah alles, wie Mary zu wünschen schien. Der kleine runde Tisch ward vor das Kaminfeuer gezogen und Grace setzte sich an demselben nieder und bereitete den Thee.

Mary sah sich um und fragte nach Meta. Margery sagte, die Kleine werde bald kommen.

Es ward wenig gesprochen. Georg zog seinen Stuhl neben Mary und stützte sich auf die Armlehne des Sophas.

Der Thee war, soweit Mary in Frage kam, ein überflüssiges Gaukelspiel. Georg flößte ihr einen Löffel voll ein, aber sie konnte das Getränk nur mit Mühe verschlucken und schüttelte, als er ihr mehr geben wollte, den Kopf.

Auch für die Andern war das Theetrinken nicht viel mehr als eine Gaukelei. Grace's Thränen träufelten in den ihrigen und Georg ließ den seinigen kalt werden und stürzte ihn dann auf einen Zug hinunter.

Margery ward wieder gerufen, um das Geschirr wegzunehmen, und Mary, welche sich mit geschlossenen Augen im Sopha zurückgelehnt, fragte wieder nach Meta.

Margery mußte nun gestehen, daß Meta gar nicht zu Hause war. Sie war auf Besuch. Es verhielt sich damit folgendermaßen.

Lord Averil war, nachdem er das Haus verlassen, noch einmal zurückgekommen, um Georg etwas zu sagen, was er vorher vergessen. Da er aber fand, daß Georg schon in das Zimmer seiner Gattin gegangen war, so wollte er ihn nicht stören lassen. Gerade in diesem Augenblick hatte Margery die Kleine herausgebracht, welche mit dieser

Procedur aber durchaus nicht zufrieden war und ein lautes Geschrei erhob.

„Was fehlt Dir denn, Meta?" fragte der Lord.

„Es fehlt ihr gar nichts, aber gerade weil es heute vorzugsweise ruhig im Hause hergehen soll, macht sie einen solchen Heidenlärm", rief Margery ärgerlich. „Ich habe sie schon zweimal herausgetragen, und jedesmal erhebt sie ein solches Geschrei. Ich kann sie aber doch nicht drin lassen, wenn es einmal nicht paßt. Das müssen Sie selbst sagen, Mylord."

Lord Averil blickte zum Himmel auf. Derselbe war immer noch sehr trübe, aber doch nicht in so hohem Grade wie vorher, und hier und da kamen einige blaue Stellen zum Vorschein.

„Es wird nicht gleich wieder schneien", sagte Lord Averil. „Ich will die Kleine auf ein paar Stunden mit nach Ashlydyat nehmen. Willst Du mitkommen, Meta, und Tante Cecily besuchen?"

Meta sah ihn mit Thränen in den großen Augen an.

„Meine Mama will sterben, und ich muß bei ihr bleiben", sagte sie.

„Arme kleine Waise!" murmelte Lord Averil bei sich selbst, indem er ihre goldenen Locken streichelte. „Ich will Dich bald wieder zu Deiner Mama zurückbringen, Meta", sagte er laut. „Es wird gut sein, wenn Ihr mir die Kleine mitgebt, Margery. Es ist dies für sie selbst eine Zerstreuung und das Haus ist dann mittlerweile doch ruhig."

Meta ließ sich durch das Versprechen, daß sie bald wieder zurückgebracht werden sollte, bewegen, keinen fernern Widerstand zu leisten, und Margery nahm ohne weitere

Umstände einen wollenen Shawl vom Nagel und hüllte Meta darein, worauf sie ihr noch ihren Gartenhut aufsetzte.

„So ist sie ebenso gut verwahrt, als wenn ich erst ihre guten Kleider herausholen wollte, wenn Sie sich nämlich nichts daraus machen, Mylord. Ehe Sie mit ihr nach Ashlydyat kommen, ist es ja ohnehin finster."

Lord Averil war es natürlich ganz einerlei, ob Meta auf die eben geschehene Weise eingewickelt oder ob sie erst mit Spitzenkleid und Crinoline ausstaffirt ward.

Unter freundlichem Zureden führte er sie den Kiesweg hinab, aber sie vermochte noch immer ihr Schluchzen nicht zu unterdrücken. Ihr Herz war voll, so unvollkommen natürlich auch ihre Vorstellung von dem ihr drohenden Unheil war.

Auf diese Weise kam es, daß Meta, als Mary nach ihr fragte, nicht da war.

Ob nun dies oder etwas Anderes der Grund war, so ward Mary nach einer Weile sehr unruhig, sowohl körperlich als geistig, und man hielt es für räthlich, daß sie nicht länger aufbleibe.

„Geh und hole Meta, während man mich zu Bett bringt, Georg", sagte sie zu ihrem Gatten. „Ich wünsche sie in meiner Nähe zu haben."

Georg machte sich sofort auf den Weg. Er ging aber nicht unmittelbar nach Ashlydyat, sondern nahm die Richtung nach Mr. Snow's Wohnung.

Seit dem ersten Augenblick, wo er seine Gattin an diesem Nachmittag gesehen, hatte er sich gesehnt, an einen oder den andern der beiden Aerzte die Frage zu thun:

„Kann nichts geschehen, um Mary's Leben, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu verlängern?"

Mr. Snow war ausgegangen und sein Laufbursche wußte nicht wohin. Georg lenkte daher seine Schritte nach Doctor Beale's Wohnung, die sich jetzt in Priors Ash befand, während er sonst außerhalb der Stadt gewohnt hatte. Sein Haus strahlte von Lichterglanz und er war zu Hause, wie der Diener sagte, hatte aber große Tischgesellschaft.

Wie unangenehm berührten diese Worte Georg's Ohr! Tischgesellschaft, Heiterkeit, Lichterglanz, Geräusch, Schmausen und Gesundheittrinken, während sein Weib im Sterben lag! Gleich darauf aber bedachte er, daß der bevorstehende Tod eines Patienten nirgends sonderlichen Einfluß auf das Privatleben eines Arztes zu äußern pflegt.

Georg wünschte trotz der Tischgesellschaft Doctor Beale zu sprechen. Er dachte nicht an seine veränderte Stellung, sondern verlangte noch die Rücksicht, die man ihm früher zu erweisen gepflegt, als Priors Ash sich noch vor den Godolphins beugte.

Man wies ihn in ein Zimmer, und es dauerte nicht lange, so erschien Doctor Beale. Dieser konnte aber, wie gern er es auch gethan hätte, ihm keine Hoffnung geben.

Georg verlangte die Wahrheit zu wissen und erfuhr, daß das Leben seiner Gattin nur noch nach Stunden bemessen werden könne.

Er verließ den Arzt und ging weiter nach Ashlydyat, indem er den nächsten Weg Crosse-Street hinab an der Bank vorbei nahm, an der ehemaligen Bank nämlich.

Dieser Weg führte ihn allerdings auch durch das un-

heimliche Eschenwäldchen mit seiner Gespenstergeschichte, aber was fragte Georg Godolphin danach?

Mit raschen Schritten vorwärts eilend, nahm er rasch den Hut ab und ließ seine brennende Stirn von der kühlenden Nachtluft fächeln.

Grace war bei Mary zurückgeblieben. Letztere lag jetzt im Bett, aber die Ruhelosigkeit schien noch anzudauern.

„Ich wünsche Meta zu sehen, ich wünsche Meta zu sehen."

„Liebe Mary, Dein Gatte ist so eben fortgegangen, um sie zu holen", flüsterte Grace. „Sie wird bald hier sein."

Dies schien die Kranke zufrieden zu stellen. Sie lag still, blickte aufwärts und ihr Athem ward, wie es Mistreß Akeman vorkam, immer kürzer.

Grace, die durch ihre heißen Thränen fast geblendet ward, neigte sich vorwärts, um die abgezehrte Wange zu küssen.

„Mary, ich bin sehr unfreundlich gegen Dich gewesen", flüsterte sie. „Jetzt seh' ich es ein. Ich kann blos Gott bitten, mir zu verzeihen. Ich habe Dich von jeher geliebt, und als jenes furchtbare Unglück über Euch hereinbrach, sprach ich unfreundliche Worte zu Dir und über Dich, aber der eigentliche Grund davon war der Schmerz über Dein trauriges Schicksal. Wirst Du mir verzeihen?"

Mary erhob ihre kraftlose Hand und legte sie liebend auf Grace's Wange.

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Grace", murmelte sie. „Was sind auch die armseligen kleinen Beleidigungen, die wir einander zufügen? Bedenke doch, wieviel der

Himmel uns allen zu verzeihen hat! O Grace, ich werde nun bald allem Schmerz und Gram enthoben sein."

Grace stand auf, um ihre Thränen zu trocknen, aber dieselben flossen nur immer reichlicher.

„Ich wollte Dich bitten, mir zu gestatten, daß ich das an Dir verübte Unrecht wieder gut mache, Mary", schluchzte sie. „Laß mich Meta in unser Haus aufnehmen. Wir sind allerdings nicht reich, aber wir haben genug, um behaglich leben zu können, und ich werde bemüht sein, sie gut zu erziehen und sie zu lieben wie mein eigenes Kind."

„Sie geht zu Cecily", antwortete Mary. Sie versuchte nicht in Worten zu danken, nur ein liebender Druck der Hand gab zu erkennen, was sie fühlte. Dann sank sie auf ihr Bett zurück.

Grace scheuchte den Nebel, der ihre Augen umflorte, hinweg und richtete dieselben unverwandt auf Mary's Gesicht. Dasselbe schien sich verändert zu haben.

„Fühlst Du Dich schwächer?" fragte sie leise.

Mary öffnete die Lippen, aber kein Laut drang aus denselben hervor. Sie versuchte mit dem Finger auf die Thür zu zeigen, dann blickte sie mit den Augen nach derselben Richtung, aber warum sie dies that oder was sie wollte, konnte man nicht wissen.

Grace, deren Herz stürmisch zu schlagen begann, eilte durch die kleine Hausflur hinüber nach der Küche.

„Margery, ich glaube, es wird jetzt aus mit meiner Schwester. Ich bitte Euch, kommt und seht!"

Margery eilte sofort in das Zimmer. Ihre Herrin ward augenscheinlich immer schwächer und war sich dessen bewußt. Der ängstliche, unruhige Ausdruck ihres Gesichts

und die emporgehobene Hand verriethen, daß sie etwas begehrte.

„Suchen Sie Mr. Georg Godolphin oder Meta?" rief Margery, sich über die Sterbende neigend. „Sie können nicht lange mehr ausbleiben."

Es war Margery's Gewohnheit, die Sterbenden zu beschwichtigen, selbst wenn es ein wenig auf Kosten der Wahrheit geschehen mußte. Sie wußte, daß ihr Herr jetzt nicht schon wieder von Ashlydyat zurückkommen konnte, sie wußte nichts davon, daß er erst in den Wohnungen der beiden Aerzte gewesen war, aber wenn sie es auch gewußt hätte, so würde sie ebenso gesagt haben: „Sie können nicht lange mehr ausbleiben."

Mary's Gesicht behielt aber immer noch denselben sehnsüchtigen Ausdruck, und der erfahrenen Margery ward nun bald klar, daß diese Sehnsucht ihrem Herrn und Meta nicht galt. Mary's Lippen bewegten sich und Margery neigte ihr Ohr zu ihr.

„Papa", flüsterte die Kranke, „ist es nun Zeit?"

„Sie denkt an das heilige Abendmahl", sagte Margery leise zu Mistreß Akeman, „oder sie wünscht von ihrem Vater Abschied zu nehmen. Er wollte um acht Uhr wiederkommen; er sagte mir dies, als er heute Nachmittag da war. Was sollen wir thun, Mistreß Akeman?"

„Jetzt ist es erst halb sieben. Wir müssen sogleich zu ihm schicken."

Margery schien unentschlossen zu sein.

„Werden Sie sich fürchten, allein hier zu bleiben, wenn ich gehe, um den Rector zu holen?"

„Warum sollte ich mich fürchten? Wo ist Jeannette?"

Jeannette, eine der alten Dienerinnen von Ashlydyat, welche in Folge des Ruins der Familie mit den Uebrigen verabschiedet worden, jetzt aber wieder in Lord und Lady Averil's Dienst getreten war, hatte den ganzen Tag bei Margery zugebracht. Letztere hatte sie jetzt mit einigen Aufträgen in die Stadt geschickt.

Bei Margery's Frage, ob sie sich fürchten werde, allein zu bleiben, fühlte sich Mistreß Akeman von einer seltsamen Empfindung ergriffen. Allerdings hat nicht ein Jeder, wenn er nicht daran gewöhnt ist, den Muth, allein bei einem Sterbenden zu bleiben. Grace besaß jedoch eine ziemliche Stärke des Willens, und als sie sah, daß der Ausdruck in dem Gesicht ihrer Schwester immer noch derselbe blieb, zögerte sie nicht länger.

„Ja, ja, geht nur schnell, Margery. Mistreß James ist ja im Hause, und ich kann, wenn ich es für nöthig halte, diese rufen. Margery", sagte sie, indem sie der Dienerin hinaus vor die Thüre folgte, „sahet Ihr den seltsamen Ausdruck in Mary's Gesicht? Ist er ein Vorbote des Todes?"

Sie zitterte, während sie diese Frage that, an allen Gliedern.

Margery's Antwort war charakteristisch.

„Allerdings sieht es so aus, aber ich habe auch schon Kranke mit diesem Ausdruck gesehen, welche sich wieder erholten. Indessen lange kann es nicht mehr dauern. Ach, Mistreß Akeman, es ist mir, als nähmen die Guten einer nach dem andern Abschied von dieser Welt — erst Mr. Godolphin und nun die sanfte, fromme Mary!"

Margery war kaum fünf Minuten fort, als Lord

Averil mit Meta zurückkam. Sie waren Georg nicht begegnet, denn dieser hatte, wie wir wissen, einen andern Weg nach Ashlydyat eingeschlagen. Georg bog gerade in diesem Augenblick in Crosse-Street ein und ging an seiner für ihn an Erinnerungen so reichen frühern Wohnung vorüber.

Grace setzte Lord Averil auseinander, warum sie allein war, und dieser legte Hut und Ueberrock ab, um dazubleiben.

Mary fragte nach ihm. Er trat an das Bett und sie lächelte ihn an und bewegte die Hand.

Lord Averil faßte dieselbe zwischen die seinen, und die Thränen traten ihm in die Augen, als er die Veränderung in den Zügen der Sterbenden sah.

„Sie hat mit uns den Abend so munter als möglich zugebracht", sagte er in sanftem Tone, von Meta sprechend. „Wir werden stets für sie alles thun, was in unsern Kräften steht."

„Sagen Sie Cecily, sie — solle — Meta — zur — Tugend — und Gottesfurcht — erziehen", stammelte Mary abgebrochen.

Sie mußte sich wieder ein wenig ermannt haben, sonst hätte sie diese Worte nicht sprechen können.

Nach einiger Zeit hörte man Margery kommen und Grace ging zu ihr hinaus. Die alte treue Dienerin war ganz außer Athem, so schnell war sie gelaufen.

„Ich bin immer vorangeeilt; der Herr Rector folgt mir auf dem Fuße. Haben Sie die Güte, es meiner Herrin zu sagen. Ich will alles für ihn bereit machen. Ist sie immer noch so kraftlos?"

„Jetzt scheint sie sich wieder ein wenig erholt zu haben.

Sie sprach so eben mit Lord Averil. Wer ist denn das? Ah es ist Jeannette."

Als der wohlehrwürdige Mr. Hastings sich dem Gartenpförtchen näherte, sah er in dem Scheine, welchen der weiße Schnee an einem Winterabend zu werfen pflegt, einen Mann, der sich auf das Staket stützte. Es war David Jekyl.

„Ich wollte im Vorbeigehen fragen, wie es mit der jungen Missis ginge, Sir, aber doch auch nicht gern an der Thür klingeln, weil dies Störung im Hause machen könnte", sagte er, indem er auf die Seite trat, um dem Rector Platz zu machen. „Unterwegs in der Stadt hörte ich, es ginge schlimmer mit ihr."

„Ja, David, es geht schlimmer, so schlimm, als es nur gehen kann. Man hat mich so eben rufen lassen."

David drehte verlegen seinen grauen Filzhut in der Hand herum und strich ihn mit dem Aermel glatt. Ohne ein Auge vom Boden zu erheben, sagte er dann zu dem Rector:

„Wenn es geschehen kann, so sprechen Sie doch ein Wort wegen jenes Geldes mit ihr, Sir, und sagen Sie ihr, daß sie sich deswegen nicht ängstigen solle. Man erzählt, sie habe sich über diese Dinge mehr Unruhe gemacht, als sie sich zu machen gebraucht hätte. Wenn sie ihr vielleicht in unserm Namen sagen könnten, Sir, daß wir jetzt gar nicht mehr daran denken, so würde ihr dies vielleicht zum Trost und zur Beruhigung gereichen."

„Alles irdische Ungemach ist für meine Tochter jetzt vorüber, David. Wollte ich ihr dies sagen, so würde ich ihre Gedanken nur darauf zurücklenken. Der Himmel

öffnet sich ihr, die Erde tritt zurück. Ich danke Euch aber herzlich für Eure freundliche Rücksicht."

Der wohlehrwürdige Mr. Hastings setzte seinen Weg langsam den Gartenpfad hinauf, von welchem der Schnee hinweggekehrt worden, weiter fort. Er war selbst krank und konnte nicht schnell gehen. Es war eine trübe Nacht und dennoch in der Atmosphäre jener eigenthümliche Lichtschein zu bemerken, welcher sich zu zeigen pflegt, wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist.

Man öffnete dem Rector die Thür und er entblößte sein Haupt und trat ein mit seinem feierlichen Gruß:

„Friede sei mit diesem Haus und allen, die darin wohnen."

Auf Georg konnte man nicht warten, denn der Geist schien dem Abscheiden nahe zu sein. Grace, Margery und Lord Averil versammelten sich um das Bett der Sterbenden und der Rector spendete seinem sterbenden Kinde die letzten Tröstungen der Religion.

Elftes Kapitel.

Sprecht leise und bewahrt Euren Fuß, denn es ist das Zimmer einer Sterbenden, welches Ihr betretet! Der Geist steht im Begriff, sich aufzuschwingen, und schwebt schon über der Pforte, welche aus der Zeit in die Ewigkeit führt.

Das gedämpfte Licht einer kleinen Schirmlampe erhellt das Zimmer und verschmilzt sich mit dem dunklern Schein des Feuers.

Das weiße abgezehrte Antlitz der Sterbenden liegt ruhig auf dem Pfühle, der nicht weißer ist als das Gesicht, aber nicht die unheimliche blaue Färbung hat, von welcher letzteres angehaucht ist.

Der Athemzug ist kurz und laut, außerdem aber verhält sich die Sterbende ganz ruhig und still. Die sanften schönen Augen stehen noch offen und haben sich, was das Bewußtsein betrifft, der Welt noch nicht geschlossen.

Meta liegt in ihrem schwarzen Kleidchen, welches sie den ganzen Tag getragen, auf dem Bett neben ihrer Mutter, die einen ihrer kraftlosen Arme um das Kind ge-

schlungen hält, als ob sie sich von diesem ihrem größten irdischen Kleinod nicht trennen könnte.

Georg sitzt auf einem Stuhl auf der andern Seite des Bettes, mit dem Ellbogen auf den Pfühl gestützt, und verfolgt mit aufmerksamem Blick jede Veränderung in diesen Augen, die sich ihm sobald auf immer schließen sollen.

Das Schweigen ward durch die Hausuhr unterbrochen, welche die Mitternachtstunde schlug. In dem Schweigen der Nacht erklangen diese Schläge übernatürlich laut.

Margery trat leise herein. Sie hielt mit Jeannette bei dem Feuer des Nebenzimmers Wache, um sofort zur Hand zu sein, wenn man ihrer Dienste bedurfte, und wußte, daß Dienste für die Todten sowohl als für die Lebenden in dieser Nacht nöthig sein würden.

Die Aerzte hatten einen letzten Besuch gemacht, obschon sie wußten, daß derselbe überflüssig war.

Doctor Beale war gekommen, nachdem seine Tischgäste sich entfernt hatten, Mr. Snow schon etwas früher am Abend. Die Sterbende ginge, sagten sie, mit raschen Schritten ihrer Auflösung entgegen, und jene Freunde, welche gewünscht hatten, von ihr Abschied zu nehmen, hatten dies gethan, ehe sie das Haus verließen, um sie, wie sie es wünschte, mit ihrem Gatten allein zu lassen.

Margery trat geräuschlos ein. Sie war in der Absicht, in welcher sie jetzt kam, wohl schon zehnmal dagewesen. Mary wendete die Augen nach ihr.

„Im Bett wäre die Kleine ganz gewiß besser aufgehoben", sagte Margery. „Es hat so eben zwölf geschlagen, und es kann nichts nützen, wenn sie noch länger hier liegen bleibt."

Meta bewegte ein wenig ihre goldenen Locken, indem sie sich inniger an ihre Mutter schmiegte, und Mary's schwache Hand hielt die Tochter nur um so fester. Georg nickte und Margery ging ziemlich ärgerlich wieder hinaus, stieß im Nebenzimmer heftig mit dem Schüreisen ins Feuer und sagte:

„Es taugt durchaus nichts für die Kleine, daß man sie ihre Mutter sterben sehen läßt. Schweigt, Jeannette, ich weiß, was Ihr sagen wollt. Der Augenblick der Trennung tritt jedenfalls ein, ehe noch eine Stunde um ist, und es wäre daher besser, wenn man die Kleine jetzt entfernte. Sollte noch, wie dies ja zuweilen zu geschehen pflegt, ein Todeskampf stattfinden, so wird die arme Kleine die Erinnerung daran in ihrem ganzen Leben nicht wieder los. Unser Herr muß nicht recht bei Sinnen sein, daß er das Kind immer noch im Zimmer behält. Als ich jetzt drin war, warf er mir einen Blick zu, als ob er sagen wollte: Macht nur, daß Ihr hinauskommt. Meta bleibt hier."

„Wie steht es denn jetzt mit ihr?" fragte Jeannette, ein langes hageres Frauenzimmer in einer altmodischen großen weißen Haube.

„Ich sah keine Veränderung. Eine solche wird auch nicht eher eintreten, als bis der entscheidende Augenblick da ist."

Auf dem Tisch stand ein Präsentirbret mit Tassen. Margery näherte sich dem Tisch und nahm zwei Tassen von dem Bret.

„Ich dächte, wir tränken jetzt einen Tropfen", sagte sie, indem sie eine kleine Theekanne ergriff, die auf dem Dreifuß stand, denn der Kaminrost war ein altmodischer. „Soll ich Euch ein Butterbrod schneiden, Jeannette?"

„Nein, ich danke Euch — ich könnte es nicht essen.“

So saßen sie zu beiden Seiten des Tisches mit den Theetassen vor sich.

Margery setzte die Theekanne wieder auf den Dreifuß. Jeannette rührte geräuschlos ihren Thee.

Margery schüttelte den Kopf.

„Sie kommt nicht wieder auf, sage ich. Mein Traum wird schon ausgehen. Vorige Nacht träumte mir —“

„Ach, redet doch jetzt nicht von Träumen!“ unterbrach sie Jeannette furchtsam. „In der Nähe von Sterbenden höre ich nie gern von Träumen sprechen.“

Margery warf ihr einen entrüsteten Blick zu.

„Jeannette“, sagte sie, „als wir noch mit einander in Ashlydyat waren, habt Ihr wohl hundertmal über meine Träume gelacht und gesagt, Ihr könntet nie an dergleichen Dinge glauben.“

„O, ich glaube auch jetzt noch nicht daran“, sagte Jeannette, indem sie ihren heißen Thee zu schlürfen begann; „jetzt in der Nacht aber ist dies kein angenehmer Stoff zur Unterhaltung.“

„Nun, von Tanz und Spiel kann man doch nicht schwatzen, wenn eine arme Frau, die man geliebt hat, im Sterben liegt“, sagte Margery. „Sie ist mir stets eine gute Herrin gewesen und wird von so Manchem schwer vermißt werden.“

„Meta soll, wie ich höre, nach Ashlydyat kommen und dort von meiner Herrin erzogen werden.“

„Miß Cecily, ich wollte sagen Lady Averil, wird jedenfalls ihr Möglichstes thun, um das Kind gut zu erziehen, daran zweifle ich nicht“, brummte Margery. „Ersetzt aber

kann eine Mutter nie werden. Mein Herr wird erst später einsehen lernen, was er an seiner Gattin verloren hat."

„Nun, er wird wohl ihren Werth auch jetzt schon erkannt haben", bemerkte Jeannette.

„Glaubt Ihr?" entgegnete Margery. „Dazu ist er viel zu leichtsinnig. Wenn er das nicht wäre, so hätte er das Kind schon längst zu Bett bringen lassen."

„Ihr kommt wohl nun auch wieder nach Ashlydyat, Margery?"

„Ach, bekümmert Euch doch nicht um mich, Jeannette. Ist es jetzt wohl Zeit, hin und her zu denken und Pläne zu entwerfen? Laßt doch die Zukunft für sich selbst sorgen!"

Jeannette verhielt sich, auf diese Weise zurechtgewiesen, ruhig und widmete ihre Aufmersamkeit ihrem Thee, den sie gar nicht kühl genug bekommen konnte, um ihn mit Behagen zu trinken. Sie war in Ashlydyat gewissermaßen Margery's Untergebene gewesen und begegnete ihr daher immer noch mit einem gewissen Respect. Nach einer Weile hob sie wieder an:

„Es ist eine seltsame Krankheit, an welcher Eure Herrin stirbt, Margery. Wenigstens hat sie einen sonderbaren Namen. Ich fragte heute Abend Doctor Beale, als ich ihm das Gartenpförtchen öffnete, und er sagte, es wäre — ja wie nannte er es denn gleich? — Atrophie — ganz richtig, Atrophie. Er meinte, die Krankheit, an welcher Mistreß Georg Godolphin stürbe, ließe sich gar nicht genau stimmen und deshalb nenne man sie Atrophie. Ich erlaubte mir darauf zu entgegnen, daß ich dieses Wort nicht verstünde, und er setzte mir nun auseinander, daß es eine allmä-

lige Abnahme aller Kräfte ohne ersichtliche Ursache bedeute."

Margery begann den Bodensatz in ihrer leeren Tasse umzurühren und betrachtete mit träumerischem Blick die wunderlichen dabei zum Vorschein kommenden Figuren.

„Horcht!" rief Jeannette.

Ein Geräusch im Nebenzimmer ließ sich vernehmen. Margery fuhr sogleich vom Stuhl empor und öffnete leise die Thür. Es war aber blos ihr Herr, welcher um das Bett herumgegangen war und sich jetzt über Meta neigte.

Margery machte die Thür wieder zu.

Georg war nun auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Kind im Bett am besten aufgehoben sein würde.

Meta lag vollkommen still und betrachtete aufmerksam das Gesicht ihrer Mutter, welches nun bald auf immer in die Nacht des Todes versinken sollte.

Georg strich der Kleinen das Haar von der Stirn, während er sagte:

„Du wirst sehr müde sein, Meta. Ich glaube, es ist am besten, wenn Du zu Bette gehst."

Meta's Antwort bestand darin, daß sie in lautes heftiges Schluchzen ausbrach. Es war, als hätte sie damit blos auf die Mahnung ihres Vaters gewartet. Sie warf ihre kleinen runden Arme empor und umklammerte ihre Mutter, als ob sie fürchtete, mit Gewalt von ihr hinweggerissen zu werden.

Mary heftete ihre Augen mit flehendem Ausdruck auf ihren Gatten und schien plötzlich die Sprache wiederzufinden.

„Trenne uns nicht, Georg“, stammelte sie. „Es wird ja nicht lange mehr dauern.“

Er kehrte auf seinen Sitz zurück, faßte die Hand seiner Gattin in die seinige und neigte sein reuiges Antlitz zu dem ihrigen. Es ging ihm tief zu Herzen, daß sie glauben konnte, er wünsche sie von ihrem Kinde zu trennen. Er war blos derselben Ansicht gewesen wie Margery.

Meta's Schluchzen minderte sich, hatte aber Mary nun einmal aus ihrem willenlosen Schweigen aufgeweckt.

„Meta, mein liebes Kind“, stammelte sie mühsam und in einzelnen Absätzen, „ich scheide jetzt, aber Du wirst mir nachfolgen. Du kommst ganz gewiß zu mir, denn Gott hat es versprochen. Es ist mir, als hätte er mir dieses Versprechen gegeben, und ich nehme es jetzt mit. Ich gehe in den Himmel ein. Als gestern morgen die Gardine aufgezogen ward und ich den Schnee sah, fröstelte es mich, aber ich sagte auch sogleich bei mir selbst, daß es im Himmel keinen Schnee gibt. Dort herrscht ein ewiger Frühling, Meta, und von schwüler Sommerhitze ist dort ebenso wenig die Rede als von eisiger Winterkälte. O mein Kind, folge mir, ich werde Dir einen Platz bewahren.“

Die Minuten vergingen und Georg wachte mit schwerem, kummervollem Herzen. Es dauerte nicht lange, so hob sie wieder an:

„Hat es schon zwölf geschlagen?“

„Ja, vor zehn Minuten.“

„Dann ist ja mein Geburtstag angebrochen. Heute werde ich achtundzwanzig Jahre. Es ist traurig, so jung schon sterben zu müssen. Doch gräme Dich nicht, Georg. Bald ist alles vorüber, und Du wirst mir auch nachfolgen.

Mit weißen Gewändern angethan werden wir am jüngsten Tage auferstehen zum ewigen Leben und uns dann nie wieder trennen."

Thränen entströmten seinen Augen. Der Schmerz der Gegenwart, die Qual der Trennung, die Reue über die Vergangenheit — alles dies stürmte auf ihn ein. Bitterlich weinend lehnte er sein Gesicht an das ihrige.

„Vergib mir, ehe Du Deine Augen auf immer schließest", rief er. „O Weib meines Herzens, verzeihe mir!"

Es erfolgte keine Antwort, nichts als ein schwacher Druck ihrer Hand, und Georg fuhr empor, um ihr ins Gesicht zu blicken. Ach, leider sollte diesen erbleichenden Lippen sich nie wieder eine Antwort entringen.

Hatte das Stündlein geschlagen? Georg's Herz pochte ungestüm und er bedeckte die Sterbende mit leidenschaftlichen Küssen, als ob er dadurch das schwindende Leben in ihr zurückhalten könnte. Die liebenden Augen blickten ihn noch an, er, nicht Meta war es, auf dem dieser letzte lange Blick ruhte.

Aber Mary sollte jetzt noch nicht sterben; das Leben brauchte längere Zeit, um für immer zu scheiden.

Georg stützte ihr Haupt auf seinen Arm, während er auf jeden ihrer Athemzüge lauschte und inbrünstig zum Himmel betete, ein Wunder geschehen zu lassen und ihm das theure Leben zu erhalten.

Und so vergingen die Minuten.

Meta war sehr still. Ihr Schluchzen hatte sich erst bis zu einem geräuschvollen Athmen gemindert, aber auch dieses war jetzt nicht mehr zu hören.

Mary bewegte sich unruhig oder versuchte sich zu bewegen und blickte zu Georg auf. Obschon sie fast nicht mehr fähig war, zu fühlen, so schien doch Meta's Kopf allmälig zu schwer auf ihr zu lasten.

Georg verstand ihren Blick und ging um das Bett herum, um Meta anders zu legen. Sie war eingeschlafen. Ermüdet durch das lange Wachen, die Aufregung und das Schluchzen hatte sie sich vom Schlafe übermannen lassen. Ihre feuchten Augenlider waren geschlossen, ihr Athem regelmäßig, ihre Wangen heiß und dunkelroth.

„Soll ich sie zu Margery tragen?" fragte Georg leise.

Mary's Blick schien Ja zu sagen, ihre Augen aber folgten dem Kinde, als Georg dasselbe auf seinen Armen emporhob. Es war unmöglich, diesen sehnsüchtigen Wunsch nicht zu verstehen.

Er trug Meta um das Bett herum, hielt ihr Antlitz an das der Mutter, und die Sterbende drückte ihren letzten schwachen Kuß auf die willenlosen unbewußten Lippen der Kleinen. Dann trug Georg diese hinaus zu Margery.

Thränen standen in Mary's Augen, als er wieder zu ihr zurückkehrte, und er neigte sein Gesicht, um die Worte zu erlauschen, welche sie augenscheinlich bemüht war zu sprechen.

„Liebe sie stets, Georg!" flüsterte Mary.

„O mein theures Weib, bedarf ich wohl dieser Mahnung?"

Um ihretwillen bezwang er seine Gemüthsbewegung, soweit es ihm möglich war, und trocknete ihr den nun auf die Stirn tretenden Todesschweiß. Ihre Augen hafteten

unverwandt auf ihm und ihre Finger versuchten bis zum letzten Augenblick sich in die seinen zu verflechten.

Bald aber ging der zärtliche Ausdruck dieser Augen in Bewußtlosigkeit über. Sie standen noch offen, schauten aber so zu sagen in die Ferne, und die Erkennung und das Bewußtsein irdischer Dinge war vorüber.

Plötzlich bewegten sich ihre Lippen, die Lebenskraft kehrte auf einen kurzen Augenblick zurück, und Georg bemühte sich, die Worte zu erlauschen, die sie offenbar im Begriff stand zu sprechen. Ihre Stimme war träumerisch, ihre Augen blickten gebrochen zu ihm auf, den sie nie wieder erkennen sollte, als bis sie beide das Gewand der Unsterblichkeit angezogen hätten.

„Und die Stadt", lispelte sie, „bedarf nicht der Sonne und auch nicht des Mondes, daß er darin scheine, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und das Lamm ist das Licht —"

Während sie noch die letzten Worte sprach, ward ihre Stimme immer schwächer und verstummte endlich ganz. Es erfolgte kein Seufzer, kein Kampf, und hätte Meta zugesehen, so würde sie nicht geahnt haben, daß in diesem Augenblicke Zeit und Ewigkeit sich die Hand reichten. Der Geist entrang sich ohne äußeres Zeichen der sterblichen Hülle und schwang sich auf zu Gott.

Georg Godolphin ließ sein Haupt neben die Entseelte auf den Pfühl niedersinken. Uebermannte ihn der Schmerz oder stammelte er ein Gebet der Reue? Nur er allein wußte dies. Suchen wir nicht, es näher zu erforschen.

Zwölftes Kapitel.

Abermals, abermals — ich kann es nicht ändern, lieber Leser, auch wenn Du mich tadelst, daß ich diese Dinge erzähle — abermals ertönte die Sterbeglocke von Allerseelen über Priors Ash.

Die Einwohner standen eben am Morgen auf, als das Geläute an ihr Ohr schlug und sie hielten den Athem an, um zu lauschen.

Es galt also ihr, welche, wie man wußte, am Abend vorher schon ihrem Abscheiden nahe gewesen, und die Leute gingen aus ihren Häusern in den kalten Wintermorgen heraus und sagten, während sie ihre Läden öffneten, zu einander, daß die arme Mistreß Georg Godolphin nun endlich erlöst sei.

Mit unruhigem Blicke und bereuendem Herzen theilten Viele einander die Kunde mit. Man hatte noch gar nicht geglaubt, daß der Tod der armen Mary wirklich so nahe bevorstehe, und selbst am vorigen Tage, wo man ihn als höchst wahrscheinlich verkündet, hatten Viele noch Zweifel und Hoffnung gehegt.

Sie war jung und schön, und Jugend und Schönheit haben in der Regel eine längere Zukunft.

Man gedachte Mary's in den verschiedenen Stadien ihres Lebens — als der Tochter des Rectors, des reizenden Kindes, welches hier geboren und erzogen worden, als der liebenswürdigen Jungfrau, welche Georg Godolphin, dem schönsten Mann in Priors Ash, ihr Herz geschenkt, als des treuen bescheidenen Weibes, dessen guten Ruf die Verleumdung nie durch ihren Gifthauch zu trüben gewagt, als der liebenden Mutter, der treuen Freundin, der gütigen Herrin. Priors Ash schaute sich um, aber es fand keine Zweite, welche in allen Beziehungen und Verhältnissen des Lebens so tadellos gewesen wäre wie sie, deren Abschied vom Erdenleben jetzt dieses Glockengeläute verkündete.

Als Meta am Morgen erwachte, war es schon weit über ihre gewöhnliche Stunde, wahrscheinlich in Folge ihres langen Aufbleibens. Jeannette war im Zimmer, Margery aber nicht.

Die Kleine schaute sich verwundert um, dann besann sie sich, sprang aus dem Bett und hob ihre rothen Wangen und hellen Augen zu Jeannette empor.

„Ich will zu Mama", sagte sie.

„Ja, liebes Kind", entgegnete Jeannette ausweichend. „Ich will Dich ankleiden und dann kannst Du zu ihr hinuntergehen."

„Wo ist denn Margery?"

„Sie ist eben ausgegangen, um etwas zu besorgen."

Meta schwieg einen Augenblick und schaute Jeannette scharf an. Trotz ihrer oft muthwilligen Laune hatte sie

doch das nachdenkliche Gemüth ihrer Mutter geerbt, ebenso wie jene zartfühlende Zurückhaltung, welche Georg Godolphin's Weib stets in so hohem Grade ausgezeichnet hatte.

Wo Meta's Gefühle ins Spiel kamen, da war sie schweigsam und schüchtern.

Von dem Tode hatte sie natürlich keinen bestimmten Begriff. Allerdings hatte sie ihr Brüderchen im Sarge liegen sehen, aber dieser Anblick hatte ihr keine klare Einsicht in das eigentliche Wesen dieser Erscheinung gewährt. Hätte man sie darüber befragt, so würde sie sich der Blumen, mit welchen der kleine Sarg geschmückt war, deutlicher erinnert haben als eines der übrigen Umstände, und als sie gestern aus dem, was sie gehört, entnommen, daß auch ihre Mama dem Tode entgegengehe, hatte sich höchstens ein unklares Gefühl von Unbehaglichkeit und der Wunsch, ihre Mama festzuhalten und nicht fortzulassen, ihres Gemüths bemächtigt.

Dieses Gefühl kehrte bei ihrem Erwachen zurück. Die unbestimmte Furcht, ihre Mama zu verlieren, bemächtigte sich ihres Herzens mit verdoppelter Gewalt und sie entriß sich Jeannettens Hand, welche eben im Begriff stand, sie anzukleiden.

„Ist Mama in ihrem Zimmer? Liegt sie in ihrem Bett?" fragte Meta.

„Wir wollen gleich gehen und nachsehen, liebes Kind", sagte Jeannette abermals ausweichend.

Das Schlimmste, was man einem denkenden, zartfühlenden Kinde, dessen Befürchtungen erwacht sind, gegenüber thun kann, ist, es täuschen zu wollen, denn dadurch

wird nicht der gewünschte Zweck erreicht, sondern eher das Gegentheil herbeigeführt. Meta wußte ebenso gut als Jeannette, daß man ihr die Wahrheit verhehlte, daß etwas vorgefallen war, was man ihr nicht erzählen wollte. Meta vermuthete, daß ihre Mutter das Haus auf irgend eine Weise verlassen habe, daß sie dieselbe nie wiedersehen werde. Daher riß sie sich von Jeannettens Hand los, stieß die Thür auf und eilte die Treppe hinunter. Schreiend und rufend eilte Jeannette hinter ihr her.

Das plötzliche Geräusch machte Georg Godolphin stutzig. Er saß im Wohnzimmer am Frühstückstische, aber ohne einen Bissen anzurühren. Die Bestürzung der Einwohner der Stadt war groß, aber sie war nichts im Vergleich mit der seinigen. Er konnte sich den Verlust, der ihn getroffen, noch gar nicht als wirklich denken.

Erst vor vierundzwanzig Stunden hatte er Kenntniß von der bevorstehenden Gefahr erhalten, und nun war das Entsetzliche schon geschehen!

Obschon er den ganzen gestrigen Nachmittag seit seiner Ankunft gewußt hatte, daß keine Hoffnung mehr war, obschon er die arme Dulderin sterben gesehen, obschon er die seitdem verflossenen Stunden mit Trauern und Klagen, soweit ihm dies in dem Zustande der ersten Betäubung möglich war, zugebracht, so konnte er doch noch immer nicht sich an den Gedanken gewöhnen, daß Mary wirklich für ihn verloren sei.

Sich selbst machte er noch keine bestimmten Vorwürfe, sondern dachte blos darüber nach, wie feindselig sich das Geschick gegen ihn und Mary gezeigt. Seine Gedanken waren noch ein Chaos, und eben in diesem Zustande

von Verwirrung ward er durch das Geräusch draußen gestört.

Er öffnete die Thür und sah, wie Meta in ihrem weißen Nachtkleidchen, mit ihren nackten Füßen kaum die Stufen berührend, die Treppe herabgeeilt kam. Ihre Augen funkelten, ihre Wangen glühten und das goldene Haar hing ihr unordentlich um das Köpfchen herum.

„Ich will zu Mama!“ rief sie, indem sie ihrem Vater, wie um Zuflucht zu suchen, buchstäblich in die Arme sprang. „Papa, ich will zu Mama!“

Dabei brach sie in wildes Schluchzen aus und umschlang, während sie an allen Gliedern zitterte, ihren Vater krampfhaft mit ihren kleinen Armen.

Georg setzte sich, beinahe die Fassung verlierend, auf einen Stuhl, der vor dem Kamin stand und drückte die Kleine in seine starken Arme.

„Holt einen Shawl“, sagte er zu Jeannette.

Diese brachte sofort einen warmen grauen Chenilleshawl, welchen Mary in der letzten Zeit zu tragen gepflegt, und Georg hüllte Meta darein, während er sie in seinen Armen festhielt.

Wäre Margery zugegen gewesen, so hätte sie wahrscheinlich Meta mit Gewalt hinweggeführt und unter Schelten und Keifen angekleidet. Es war aber weiter Niemand da als Jeannette und Georg konnte daher thun, wie ihm beliebte.

Er versuchte, das kleine betrübte Herz, welches laut an dem seinigen pochte, aufzurichten und zu ermuthigen; seine Bemühungen schienen aber vergeblich zu sein und die Kleine hörte nicht auf zu weinen.

„Ich will zu Mama! Ich will zu Mama!“ rief sie immer wieder.

„Still, Meta! Mama“ — und Georg konnte selbst nicht sogleich weiter sprechen — „Mama ist nicht da — sie —“

Diese Worte bestätigten Meta's Befürchtungen in ihrem vollen Umfange und sie bemühte sich, in ihrer Aufregung von dem Knie ihres Papas herunterzurutschen, indem sie ihn zugleich unterbrach und rief:

„Laß mich fort und sie suchen, Papa! Liegt sie im Grabe bei Onkel Thomas? O laß mich gehen und sie aufsuchen! Großpapa wird mich zu ihr führen.“

Wie lange Zeit Georg brauchte, um die Kleine nur bis zu verhältnißmäßiger Ruhe zu beschwichtigen, wußte er selbst kaum. Er lernte durch diesen einen Auftritt Meta's wahres Gemüth genauer kennen, als dies in ihrem ganzen zeitherigen Leben der Fall gewesen, und er sah, daß er in dieser feierlichen Stunde mit ihr sprechen mußte, als ob sie noch einmal so alt wäre.

„Mama ist in den Himmel eingegangen, Kind“, sagte er; „sie ist jetzt ein Engel an Gottes Thron. Gern wäre sie bei uns geblieben, Meta, aber der Tod kam und führte sie hinweg. Sie küßte Dich, Meta; noch mit ihrem letzten Hauch küßte sie Dich. Du warst fest eingeschlafen und ich hielt Dich, damit sie Dir ihren letzten Kuß auf die Lippen drücken konnte. Bald darauf starb sie.“

Meta hörte schweigend zu, brach aber gleich darauf wieder in wildes Schluchzen aus.

„Aber warum hat man mich nicht geweckt, daß ich sie noch einmal hätte sehen können? Warum hat man sie schon

fortgetragen? O Papa, wenn sie auch todt ist, so wünsche ich sie doch noch einmal zu sehen. Führe mich zu ihr."

Georg fühlte sich geneigt, die Kleine in das Schlafzimmer der Verstorbenen zu führen. Mary's Züge hatten sich im Tode nicht wesentlich verändert, ja sie sah jetzt fast weniger leichenhaft aus als in den letzten Tagen ihres Lebens. Ihr Anblick hatte durchaus nichts Unheimliches oder Abstoßendes und der Ausdruck ihres Gesichts war im Tode noch ebenso sanft, als er im Leben gewesen.

„Mama ist noch da, Meta", sagte Georg, auf die Thür des Nebenzimmers zeigend. „Ihr Geist aber ist zum Himmel aufgeschwebt; die irdische Hülle wird noch eine kleine Weile hier bleiben und dann wird sie an Onkel Thomas' Seite gebettet, um der Auferstehung am jüngsten Tage zu harren. Meta, wenn ich jemals aus Indien zurückkehre, das heißt, wenn ich in meinem Heimatlande sterbe, dann wird man mich neben sie legen."

Er schwieg. Meta richtete den Kopf empor und sah ihren Vater mit verstört fragendem Ausdruck an, als ob sie seine Worte nicht begreifen könnte.

„Mama ist hier drinnen?" rief sie.

„Ja, aber sie ist jetzt todt, Meta; sie lebt nicht mehr."

„O führe mich zu ihr, Papa! Führe mich zu ihr."

„Höre mich an, Meta. Mamas Aussehen ist jetzt ein anderes. Sie ist kalt, ihre Augen sind geschlossen und sie bewegt sich nicht! Ich würde Dich zu ihr führen, aber ich fürchte — ich weiß nicht, ob ihr Anblick Dir gefallen wird."

Meta ließ sich nun, da ihr einmal Hoffnung gemacht worden, natürlich nicht wieder abweisen.

Georg erhob sich demgemäß, drückte das Köpfchen

der Kleinen an seine Schulter und trug sie, immer noch in den Shawl eingewickelt, in das Nebenzimmer. Hier angelangt, legte er seine Hand auf die goldenen Locken, damit Meta das Gesicht nicht eher emporrichten möchte, als bis er es für angemessen erachtete.

So trug er sie bis dicht vor das Bett, hielt sie fest in seinen Armen, damit sie seinen Schutz fühlte, und ließ sie nun voll in das weiße Antlitz der Todten schauen.

Meta warf blos einen einzigen Blick auf dasselbe, drehte sich dann schnell herum und drückte ihr Gesicht fest an Georg's Schulter.

Er fühlte, wie sie zitterte, und begann sich zu fragen, ob es wohl klug und vorsichtig von ihm gehandelt sei, sie hierher zu bringen.

Eine Minute verging, dann warf Meta einen zweiten und längern Blick auf die Leiche.

„Das ist nicht Mama", sagte sie, in Thränen ausbrechend.

Georg setzte sich auf einen dicht neben dem Bett stehenden Stuhl, drückte ihre nasse Wange an die seinige und verbarg seine Augen unter ihren Locken. Seine Aufregung hatte sich in der langen Nacht erschöpft und er glaubte sich jetzt bemeistern zu können.

„O doch ist dies Mama, meine liebe Meta! Es ist Deine Mutter und mein theures Weib. Es ist alles, was von ihr noch übrig ist. O Meta, wenn wir nur eher gewußt hätten, daß sie uns entrissen werden würde!"

„Aber Mama sah doch ganz anders."

„In dem Augenblick, wo der Tod kommt, beginnt die Veränderung. Auch mit Mama hat dieselbe begonnen.

Verstehst Du mich, Meta? In wenigen Tagen werde ich hören, wie Dein Großpapa —"

Georg schwieg; es fiel ihm plötzlich ein, daß der Rector diesmal nicht den Segen am Grabe sprechen würde, und er verbesserte sich daher, indem er fortfuhr:

„Ich werde über sie die Worte sprechen hören, welche sie, wie ich weiß, Dir so oft vorgelesen; wie der vergängliche Körper sterben und in die Erde begraben werden muß wie ein Weizenkorn, ehe er neu hervorgehen und das Gewand der Unsterblichkeit anziehen kann."

„Wird Mama nie wiederkommen?" fragte Meta schluchzend.

„Hienieden nicht. Wir werden aber zu ihr gehen."

„Ich will meine Mama wiederhaben", fuhr Meta schluchzend fort. „Mama sprach immer so freundlich mit mir und hätschelte mich. Mama liebte uns."

„Ja, sie liebte uns", sagte er, während die Erinnerung an die Vergangenheit ihm tief ins Herz schnitt. „Nie werden wir wieder einen Menschen finden, der uns so liebte, wie sie uns geliebt hat. Höre mich an, Kind! Mama lebt noch. Sie blickt jetzt vom Himmel herab und sieht und hört uns. Sie liebt uns und wird uns immer lieben. Und wenn die Reihe des Sterbens an uns kommt, dann hoffe ich, daß wir würdig sind, von Gott wieder mit ihr vereint zu werden."

Eine weitere Verlängerung dieses Auftritts konnte nichts nützen, und Georg fragte sich abermals, ob er wohl recht gehandelt, daß er denselben überhaupt herbeigeführt.

Als er sich jedoch erhob, um Meta fortzutragen, drehte sie rasch und begierig den Kopf herum, um einen letzten

Blick auf die unbeweglich daliegende Gestalt und die auf ewig geschlossenen Augen zu werfen.

Margery war in diesem Augenblick nach Hause gekommen und stand noch mit dem Hute auf dem Kopf im Wohnzimmer. Den Ausdruck ihres Gesichts zu schildern, als sie Meta aus dem Schlafzimmer kommen sah, würde einen bedeutenden Aufwand an Zeit und Mühe erfordern.

„Ihr könnt sie ankleiden, Margery“, sagte Georg, indem er ihr die Kleine übergab.

Ohne den gedämpften Ton, in welchem Georg sprach, und ohne die offenkundige Gemüthsbewegung, die ihm trotz seiner Bemühungen, sie zu bemeistern, unverkennbar im Gesicht geschrieben stand, würde Margery vielleicht ihre persönliche Ansicht über den dermaligen Stand der Dinge zum Besten gegeben haben, so aber beschränkte sich ihre Unzufriedenheit auf ein stummes Geberdenspiel.

Indem sie Meta mit halb zärtlicher, halb zorniger Bewegung an sich riß, hob sie, entsetzt über den Anblick ihrer nackten Füße, die Hand empor und raffte ihr eigenes Kleid in die Höhe, um es über die Füße der Kleinen zu werfen.

Georg war kaum allein, als er schon wieder gestört werden sollte.

Es war Jemand leise ins Haus getreten, und Jeannette öffnete die Thür des Zimmers.

Eine schwache Röthe überzog Georg's durch den Mangel an Schlaf und die schwere Last des Kummers gebleichtes, hohlwangiges Gesicht, als er Mary's Mutter erblickte.

Zitternd trat dieselbe ein und brach in Thränen aus, während Georg sie in einem Armstuhl Platz nehmen ließ.

„Ich konnte nicht zeitig genug zurückkommen“, hob sie an. „O Mr. Georg, welches Uebel hat meine arme Tochter so plötzlich hinweggerafft? Ich hatte keine Ahnung, daß sie so sehr krank sei.“

„Mir ist dieser Schlag ebenso unerwartet gekommen als allen Andern“, antwortete Georg. „Ich hatte ebenfalls keine Ahnung davon.“

„Aber woran ist sie denn gestorben? An was für einer Krankheit litt sie? Ich hatte an ihr weiter nichts bemerkt als Schwäche.“

Georg gab keine genügende Antwort. Er stützte seinen Arm auf die Ellbogenlehne seines altväterischen Stuhls und die Wange auf die Hand.

„Ich hätte mein eigenes Leben gern hingegeben, wenn ich dadurch das ihrige hätte retten können“, sagte er.

Schweigend saßen die Beiden eine Weile einander gegenüber, bis es endlich Mistreß Hastings gelang, ihren Schmerz einigermaßen zu bemeistern.

„Wie befindet sich Mr. Hastings?“ fragte Georg dann. „Als er gestern Abend von hier fortging, war er selbst sehr unwohl.“

„Er ist heute Morgen im Bett liegen geblieben“, entgegnete die Gattin des Rectors. „Er ist wirklich sehr unwohl, unwohler, als er seit vielen Jahren gewesen, und er empfindet Mary's Verlust tief. Auch mit Grace ist dies der Fall. Diese läßt sich nicht so leicht rühren, aber wenn es einmal der Fall ist, dann sind auch die Ausbrüche ihres Schmerzes überaus gewaltsam. Ach, dieses

schmerzliche Ereigniß hat uns ja alle so unvorbereitet getroffen!"

Georg wendete sich zu dem vernachlässigten Frühstückstische.

„Wollen Sie eine Tasse Thee trinken?" fragte er. „Ich fürchte nur, er ist kalt geworden."

Er hatte triftigen Grund, dies zu sagen, denn die Tasse, welche er sich selbst eingeschenkt, aber unberührt stehen gelassen, war fast bis zu Eis geworden.

Mistreß Hastings schüttelte den Kopf, und beide saßen wieder eine Weile einander gegenüber und beobachteten ein verlegenes Schweigen, denn es war das erste Mal seit der unheilvollen Katastrophe des vergangenen Sommers, daß Georg mit seiner Schwiegermutter zusammentraf.

Es war vielleicht gut, daß Meta hereinkam und dieser peinlichen Situation ein Ende machte. Sie trug jetzt ihr schwarzes Kleidchen mit weißer Schürze. Ihre Locken waren gekämmt und sauber geordnet, aber ihre Augen waren vom Weinen geschwollen und sie schien jeden Augenblick wieder in Schluchzen ausbrechen zu wollen. Mistreß Hastings nahm sie auf den Schooß und küßte sie.

„Mama ist gestorben!" rief die Kleine.

„Ja, mein armes Kind, leider! leider!"

„Margery will mich jetzt nicht mehr sagen lassen: »Guter Gott, ich bitte Dich, laß meine Mama bald wieder gesund werden.« Warum soll ich das nicht mehr sagen?"

Meta richtete ihre überströmenden Augen zu ihrer Großmama empor und konnte vor Gemüthsbewegung nicht weiter sprechen.

„Mama ist nun gesund, Meta", entgegnete Mistreß

Hastings, die ebenfalls kaum zu sprechen vermochte. „Sie ist nun da, wo es keine Krankheit mehr gibt. Sie —"

„Margery sagt, sie sei jetzt im Himmel bei Onkel Thomas", hob Meta wieder an.

„Ja, dort ist sie."

„Glaubst Du, daß sie Onkel Thomas schon für die Bibel gedankt und ihm gesagt hat, daß ich fleißig darin lesen werde? Ich werde auch ganz gewiß fleißig darin lesen, denn Mama hat es mir geheißen."

Georg zog die Kleine an sich. Der Auftritt ward für Mistreß Hastings fast zu peinlich.

„Frühstücke jetzt, Meta", flüsterte er, indem er die Kleine an den Tisch setzte.

Meta hatte aber ebenso wenig Appetit als ihr Papa und ihre Großmama. Als letztere sich endlich erhob, um fortzugehen, erbot sie sich, Meta mit nach Hause in die Rectorei zu nehmen.

„Ich glaube, es wird dies besser sein, als wenn sie hier im Hause bleibt", setzte sie leise zu Georg hinzu. „Sie wird dort ihren Kummer ein wenig vergessen und mit Fanny und Katie Chisholm spielen."

„Sie sind sehr freundlich", entgegnete Georg, und ein Stich ging ihm durchs Herz, als er an die Ursache dachte, welche die kleinen Chisholms zu Mitbewohnern der Rectorei gemacht; „ich erwarte aber jeden Augenblick, daß Meta nach Ashlydyat abgeholt wird. Dort soll sie von heute an bleiben. Nach Indien kann ich sie nicht wohl mitnehmen."

„Ich hörte, daß die Sache so geordnet sei, und Meta wird auch allerdings in Ashlydyat Vortheile genießen, die ich ihr nicht bieten kann. Hätten Sie jedoch nicht gewußt,

was Sie mit der Kleinen beginnen sollten, so hätte ich sie gern und bereitwillig bei mir aufgenommen, trotz —"

„Trotz der Vergangenheit", wollte Mistreß Hastings in ihrer Uebereilung sagen, sie unterbrach sich aber noch zur rechten Zeit und ihre Wangen errötheten.

„Ja", fuhr sie fort, „wir hätten sie bei uns aufgenommen und alles Mögliche an ihr gethan, denn sie ist ja Mary's Kind."

Georg konnte blos nochmals seinen Dank zu erkennen geben, und Mistreß Hastings entfernte sich.

Margery eilte ihr nach.

„Starb sie ruhig, Margery?" fragte Mistreß Hastings, indem sie das Pförtchen öffnete. „Eurem Herrn scheint trotz seiner Ruhe die Sache sehr zu Herzen zu gehen, und ich wollte ihn daher nicht gern näher ausfragen."

„Sie ist gestorben wie ein Lamm, ohne auch nur einen Seufzer hören zu lassen", antwortete Margery. „Mr. Georg erzählte es mir, denn es ist in ihren letzten Augenblicken Niemand weiter bei ihr gewesen als er."

„Aber was kann nur die Ursache ihres Todes gewesen sein?" fuhr Mistreß Hastings fort. „Erst gestern noch um diese Stunde dachte ich mir sie mit den Anstalten zur Abreise nach Indien beschäftigt."

„Seit jenem schweren Schicksal, welches die Familie Godolphin im vergangenen Sommer ereilte, ging meine gute Herrin dem Tode mit immer raschern Schritten entgegen", antwortete Margery. „Wenn ich jetzt darauf zurückschaue und darüber nachdenke, so ist mir alles klar und ich kann mich nur wundern, daß ich es nicht schon früher gesehen. Das Ungemach, welches sie zu erdulden

hatte, war zu groß und zu mannichfach, und sie vermochte es nicht länger zu tragen."

Mistreß Hastings seufzte tief, während sie fortging, indem sie bei sich bedachte, wie reich an Sorgen und Trübsal die Welt ist und wie ungleich die Loose ausgetheilt zu sein scheinen.

An der Biegung der Straße begegnete sie Lady Averil's geschlossenem Wagen.

Cecily neigte sich grüßend zum Fenster heraus, und Mistreß Hastings muthmaßte ganz richtig, daß Georg's Schwester im Begriff stände, Meta zu holen.

„Ja, die Loose sind im Leben sehr ungleich ausgetheilt", murmelte sie. „Es ist am besten, daß Meta in Ashlydyat erzogen wird."

Es war eine etwas geschäftige Woche für Georg Godolphin, trotz seines Kummers. Es gab eine Menge Anordnungen zu treffen, die Wohnung mußte weiter vermiethet werden, und dann galt es auch mancherlei Effecten zu verkaufen. Die seinigen nahm Georg mit, die Meta's kamen nach Ashlydyat, aber was ward mit denen Mary's? Georg bat seine Schwiegermutter, ihm in dieser Beziehung behülflich zu sein.

Vielleicht hatte sein Herz nie einen bitterern Schmerz empfunden, als da er den Inhalt des kleinen Kästchens untersuchte, worüber Charlotte Pain, als es ihr im vorigen Sommer zum Aufheben übergeben worden, sich so verächtlich ausgesprochen hatte. Wie gut, wie rein waren die hier verwahrten Geheimnisse! Wie groß war der Beweis von Liebe und Treue, welcher für Georg darin lag!

Es waren die Haarlocken von ihren verstorbenen Kin-

dern, die zwei oder drei Briefe, die er ihr geschrieben, und die Notiz, die sie an dem Tage ihrer Verlobung niedergeschrieben: „Heute bin ich mit Georg Godolphin verlobt worden. Ich bitte Gott, mich seiner würdig zu machen und mich ein liebendes und gehorsames Weib sein zu lassen.“

Dies war sie auch in der That gewesen und mehr noch als dies. Hätte sie weniger geliebt, so wäre dies vielleicht besser für sie gewesen. Georg Godolphin war höchstwahrscheinlich nicht ein Ehemann gewesen, der andern zum Muster aufgestellt werden könnte, aber dennoch war er noch nicht abgestorben für das Gefühl von Recht und Unrecht oder für die Impulse einer wahren natürlichen Zuneigung.

Auf die kleinen Löckchen seiner Kinder oder auf seine eigenen Briefe an Mary schien er keinen großen Werth zu legen, die Notiz aber legte er nebst einer Locke, die er vom Haupte der theuern Leiche getrennt, in seine Brieftasche.

Margery mußte sich nun rasch entscheiden, ob sie Miß Janet's Anerbieten, zu ihr nach Schottland zu kommen und ihre Tage in Ruhe zu beschließen, annehmen oder nach Ashlydyat gehen wollte, um sich mit Meta herumzuplagen.

Lord Averil warf eine Verlockung in die Wagschale, indem er sagte:

„Wenn mir der Himmel Kinder schenkt, Margery, so sollt Ihr die erste Erziehung derselben leiten, ebenso wie Ihr die der Kinder von Ashlydyat in frühern Jahren geleitet habt.“

Margery antwortete, sie wolle es sich überlegen.

Dreizehntes Kapitel.

Abermals fand ein Trauergottesdienst in der Kirche Allerseelen statt. Abermals ward die Gruft der Godolphins geöffnet.

Diesmal aber war der Rector von Allerseelen nicht in seiner amtlichen Eigenschaft thätig, sondern stand mit Georg am Grabe.

Isaak Hastings war von London und Harry von seiner Schule, an welcher er als Lehrer wirkte, herbeigekommen. Lord Averil war ebenfalls da, und Mr. Crosse hatte um Erlaubniß gebeten, auch mit als Leidtragender erscheinen zu dürfen.

Die Bewohner von Priors Ash sahen bei dem Begräbniß zu wie bei dem Thomas Godolphin's; sie sahen den schwarzen Leichenwagen mit seinen wallenden Federbüschen. Einige, die neugieriger waren, hatten schon vorher in dem Magazin des Leichenbestatters den Sarg in Augenschein genommen, die Nägel desselben gezählt und das Deckelschild gelesen.

Die Stadt machte diesen Tag allerdings nicht zu einer Art Trauerfesttag, wie bei Thomas Godolphin's Begräb-

niß, die Läden wurden nicht geschlossen, aber dennoch stand in den Augen aller Kummer und Mitleid zu lesen, als der einfache Zug sich vorüberbewegte. Sie folgten ihm mit theilnehmenden Blicken und sagten zu einander, wie traurig es sei, mit achtundzwanzig Jahren schon sterben zu müssen. Sie vergaßen, daß nur im Diesseits von Trauer die Rede sein kann, und daß der ins Jenseits Eingegangene alle irdischen Leiden von sich abstreift, wie die Schmetterlingspuppe ihre Hülle.

Georg Godolphin stand am Grabe und war bemüht, wenigstens die äußere Ruhe zu bewahren, ebenso wie sein Bruder Thomas bemüht gewesen war, dies zu thun, als er in demselben Kirchhof an Ethel's Sarge stand.

Die beiden Ereignisse waren allerdings nicht ganz analog, denn Thomas Godolphin war jedenfalls in seinem Gewissen frei von Reue.

Georg stand regungslos und verrieth durch nichts, was in seinem Innern vorging. Die Augen von Priors Ash waren in der Gestalt einer Menge Gaffer auf ihn geheftet, und er suchte sich deswegen nur um so mehr zu beherrschen.

Die Ceremonie war beendet. Die Todtengräber begannen die Erde auf den Sarg zu schaufeln, und Georg wendete sich hinweg. Er lenkte seine Schritte aber noch nicht nach dem Trauerwagen, der auf ihn wartete, sondern durch das kleine Pförtchen, welches nach der Rectorei führte.

Noch denselben Abend wollte er Priors Ash auf immer verlassen, und schon die gewöhnliche Höflichkeit verlangte, daß er von seiner Schwiegermutter mit einigen Worten Abschied nahm.

In dem verfinsterten Gesellschaftszimmer saß Mistreß Hastings mit ihren Töchtern Grace und Rosa in ihren neuen schwarzen Kleidern.

Georg prallte fast zurück, als sie sich alle drei erhoben, um ihn zu begrüßen.

Er nahm sich nicht Zeit, sich erst zu setzen, sondern blieb am Kamin stehen, mit dem Hute in der Hand, dessen lang herabhängender Flor fast den Boden berührte.

„Ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen, Mistreß Hastings“, sagte er.

„Reisen Sie wirklich heute Abend noch ab?“

„Ja, mit dem Siebenuhrzuge. Erlauben Sie mir, die Hoffnung auszusprechen, daß Ihnen noch glücklichere Tage beschieden sein mögen, und seien Sie überzeugt, daß meinerseits alles geschehen wird, um dazu beizutragen.“

Er sagte dies in gedämpftem, ruhigem, ernstem Tone, indem er die Hand seiner Schwiegermutter in den seinigen gefaßt hielt.

Mistreß Hastings konnte ihn nicht mißverstehen. Sie wußte, daß er die Hoffnung andeutete, den durch ihn herbeigeführten Verlust einigermaßen wieder zu ersetzen.

„Ich danke Ihnen für Ihre guten Wünsche“, entgegnete sie, ihre Thränen niederkämpfend. „Sie erlauben mir wohl, Sie bitten wohl Lady Averil, Meta zuweilen auf einen Tag zu mir kommen zu lassen?“

„Brauchen Sie wohl erst darum zu bitten?“ antwortete er mit edelmüthiger Wärme. „Ich bin überzeugt, daß Cecily Ihr Recht auf Meta als ihrem eigenen völlig gleich anerkennt und Ihnen Meta's Besuch nicht vorenthalten wird. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!“

Er verließ das Zimmer, nachdem er noch vorher Grace und Rosa die Hand gedrückt, und dachte daran, wie gern er Mistreß Hastings mit ihrem sanften freundlichen Wesen, welches so sehr dem seiner verstorbenen Gattin glich, stets gehabt.

In der Hausflur begegnete ihm der Rector und Georg bot ihm die Hand.

„Ich werde Sie nicht wiedersehen, Sir", sagte er. „Heute Abend reise ich ab."

Der Rector schlug in die dargebotene Hand ein.

„Ich wünsche Ihnen glückliche Reise", sagte er. „Ich hoffe, daß in Indien Ihr Schicksal sich für Sie günstiger gestalten möge, als dies in der letzten Zeit hier der Fall war."

„Wir alle haben Ursache, dies zu wünschen", antwortete Georg. „Ich kann mir denken, Mr. Hastings, daß Sie auf ein Versprechen von mir keinen großen Werth legen, aber ich versichere Ihnen, daß ich die Last meiner Schuld gegen Sie mitnehme und mich derselben zu entledigen suchen werde, sobald es in meiner Macht steht. Nicht wahr", setzte er in leisem Tone hinzu, „nicht wahr, Sie werden dafür sorgen, daß die Inschrift richtig und angemessen auf dem Leichenstein angebracht wird?"

„Ja. Haben Sie deshalb schon Anordnung getroffen?"

„Allerdings. Leben Sie wohl, Sir! Leben Sie wohl, Harry", setzte er hinzu, als die beiden Söhne des Rectors eintraten. „Sie, Isaak, werde ich in London noch einmal sehen."

Mit diesen Worten verließ er rasch das Haus, stieg in den Trauerwagen und fuhr nach Hause. Wenn es etwas

gab, was Georg mehr als sonst etwas verhaßt war, so war es dieses Abschiednehmen; dennoch aber gab es noch einige Personen, die er noch einmal besuchen mußte.

Erst als es schon dämmerig geworden war, ging er nach Ashlydyat hinauf. Im Vorübergehen sprach er noch einmal in der Folly bei Lady Godolphin ein. Sie war einmal die Wittwe seines Vaters, und übrigens war auch Bessy hier.

Mylady empfing ihn sehr kühl. Sie sagte ihm, daß er sein Kind eigentlich ihr hätte anvertrauen sollen, und daß sie ihm diese Zurücksetzung nie verzeihen werde. Von dem Augenblick an, wo sie gehört, daß Mary's Leben in Gefahr schwebe, habe sie sich entschlossen, ihrer zeitherigen Maxime, Kinder von sich fern zu halten, untreu zu werden und die Kleine zu sich zu nehmen. Sie würde sie als Miß Godolphin von Ashlydyat in jedem Luxus erzogen und ihr eine bedeutende Summe vermacht haben, so aber lehne sie alle Verantwortlichkeit für sie ab.

Georg dankte ihr natürlich für ihre gute Absicht, aber er freute sich im Stillen bei dem Gedanken, daß Meta in Cecily's Händen war. Lieber hätte er sie und Margery mitgenommen, um sie mit den Elephanten Bekanntschaft machen zu lassen, als Meta in Lady Godolphin's Obhut gegeben.

„Sie wird diese ihrem Stolze zugefügte Kränkung mit der Zeit schon vergessen, Georg", flüsterte Bessy, als sie ihn bis vor das Haus begleitete. „Ich werde die Kleine zuweilen hierher bringen lassen. Unsere liebe Stiefmama schwatzt bald dies, bald jenes, ihr Groll ist aber nie von langer Dauer."

Er betrat das alte Haus Ashlydyat und ward auf seinen besondern Wunsch mit seinem Töchterchen allein gelassen.

Meta war ganz schwarz gekleidet. Ihr kurzes Kleidchen war mit Krepp garnirt und nichts Weißes an ihr zu sehen als ihre Socken und die Ränder ihrer Höschen. Cecily hatte ihr ein schwarzes Perlenhalsband gekauft, von welchem ein kleines schwarzes Kreuz herabhing.

Georg setzte sich und nahm sie auf sein Knie. Die Vorhänge waren zugezogen und in Folge dieses Umstandes sowie bei der immer mehr zunehmenden Dämmerung das Zimmer beinahe finster, sodaß er dicht in das ihm zugewendete kleine Antlitz schauen mußte.

Meta war sehr ruhig und fast bleich, als ob sie sich in den letztvergangenen Tagen sehr gegrämt hätte.

„Meta", begann er in gepreßtem, fast heiserem Tone, „Meta, ich stehe im Begriff fortzugehen."

Sie gab keine Antwort. Sie drückte ihr Gesicht fest an ihn und begann sanft zu weinen. Es war ihr nichts Neues, daß ihr Vater fortgehen wollte, denn Cecily hatte am Abend vorher mit ihr davon gesprochen. Sie schlang jedoch ihre Arme fest um ihn, als ob sie ihn nicht loslassen wollte, und begann zu zittern.

„Meta, mein Kind", hob Georg wieder an.

„Ich will meine gute Mama wiederhaben!" rief Meta und vermochte den Ausbruch ihres kleinen übervollen Herzens nicht mehr zurückzuhalten. „Ich will meine gute Mama wiederhaben. Ist sie denn auf immer fort? Liegt sie neben Onkel Thomas im Grabe? O Papa, ich möchte sie gern sehen!"

Georg kämpfte einen Augenblick lang mit sich selbst und gab dann der Bewegung Raum, welche er auf dem Kirchhof mit Erfolg bemeistert. Beide schluchzten, ohne sich länger Zwang anzuthun.

Man verachte ihn nicht deswegen. Es sind nicht die schlechtesten Menschen, welche auf diese Weise dem überwallenden Gefühl Raum geben.

Nach einer Weile beruhigten sie sich. Meta sprach zuerst wieder, und zwar, um demselben vergeblichen Wunsch Worte zu leihen.

„Ich will meine gute Mama wiederhaben! Warum ist sie auf immer fortgegangen?"

„Nicht auf immer, Meta. Blos auf einige Zeit. O Kind, wir werden ihr folgen; es wird nicht lange dauern, so sind wir bei ihr. Mama ist uns blos vorangegangen, um unsere Stätte im Himmel zu bereiten."

„Wie lange wird es aber dauern, ehe wir sie wiedersehen?"

„Jeder Augenblick unseres Lebens bringt uns dieser Wiedervereinigung näher. Meta, es ist gut für uns, wenn die Theuren, welche wir lieben, uns vorangehen, denn sonst würde uns selbst der Abschied von der Erde zu schwer werden."

Meta beruhigte sich immer mehr. Georg legte seine Hand auf ihr Köpfchen und spielte mechanisch mit ihrem goldenen Haar, während seine Thränen es benetzten.

„Du mußt fortwährend an Mama denken, Meta", hob er wieder an. „Vergiß nicht, daß sie stets auf Dich herabblickt, daß sie alles sieht, was Du thust, und daß Du bemüht sein mußt, ihr zu gefallen. Sie war sehr gut und

Du mußt auch gut und immer bereit sein, ihr nachzufolgen."

Meta brach in erneutes Schluchzen aus.

Georg wartete eine Weile und hob dann wieder an:

„Wenn ich wiederkomme, oder wenn Du zu mir nach Indien kommst, oder wenn ich Dich überhaupt wiedersehe, Meta, so wirst Du wahrscheinlich kein Kind mehr, sondern eine erwachsene junge Dame sein. Finde ich dann, daß Du in allen Dingen Deiner guten Mama gleichst, so werde ich glücklich sein. Verstehst Du mich, mein theures Kind?"

„Ja", schluchzte sie.

„Sei immer gut, fromm und sanft und bedenke stets, daß es ein Jenseits gibt, und daß Deine Mama dorthin vorausgegangen ist. Gern hätte ich Dich bei mir behalten, Meta, aber es kann nicht sein. Ich muß allein fort. Und auch mich wirst Du nicht ganz vergessen, nicht wahr?"

Sie hob wie betheuernd die Hand empor, war aber nicht im Stande, etwas zu sagen.

Georg legte seine heftig pulsirende Stirn an die ihrige. Er wußte nicht, ob sie einander jemals wiedersehen würden.

„Ich werde Dir mit jeder Post schreiben, Meta, und Du mußt mir dann wieder schreiben", sagte er dann. „Du kannst ja jetzt schon große Anfangsbuchstaben zusammensetzen, und dies genügt vor der Hand. Wenn Du", setzte er mit wankender Stimme hinzu, „des Sonntags Mamas Grab besuchst und ihren Namen dort siehst, so wirst Du ihrer und meiner gedenken. Du wirst bedenken, wie weit wir von einander getrennt sind — Mama im Himmel, ich in einem fernen Lande, Du hier. Aber Du weißt, daß diese Trennung nicht immer dauern wird, daß jede Woche

uns dem Ende derselben auf irgend eine Weise näher bringt. Wenn — wenn wir uns auf Erden nicht wiedersehen sollten, Meta —"

„O sage das nicht, Papa! Du mußt wieder zu mir zurückkehren."

Er bezwang seine Bewegung, faßte das kleine Antlitz in seine Hände und küßte es inbrünstig. In diesem Augenblick wünschte er beinahe, daß er kein geliebtes Kind zu verlassen hätte.

„Du mußt Dich nun bei Deinem eigentlichen Namen nennen lassen, denn Du heißest auch Mary, wie Deine Mama. Wir nannten Dich blos Meta, um, solange sie lebte, Mißverständnissen und Verwechslungen vorzubeugen. Sei ein gutes Kind und gehorche Tante Cecily, wie Du Deiner Mama zu gehorchen pflegtest."

„Aber Tante Cecily ist nicht Mama", bemerkte Meta.

„Nein, das ist sie nicht, mein liebes Kind, aber sie wird die Stelle Deiner Mama an Dir vertreten und ebenso wie Lord Averil Dich aufrichtig lieben. Ach wie gern hätte ich Dich selbst behalten, Meta!"

Die Kleine wünschte dies ebenfalls. Wenn je ein Kind empfand, was Trennungsschmerz ist, so empfand dies jetzt Meta.

„Und nun muß ich fort", setzte Georg hinzu, denn er wünschte selbst diesem qualvollen Auftritt ein Ende zu machen. „Ich schreibe Dir noch einmal von London, Meta, sowie auch noch einmal, wenn ich an Bord des Schiffes bin. Gib Dir Mühe mit dem Schreiben, damit Du recht bald meine Briefe selbst lesen kannst. Mein theures Kind, leb wohl, leb wohl!"

Noch lange hielt sie ihn fest umklammert, noch lange hielt er sie fest an sich gedrückt. Als die Gemüthsbewegung beider sich erschöpft hatte, nahm Georg die Kleine bei der Hand und führte sie in das Nebenzimmer.

Hier kam ihnen Lady Averil entgegen.

„Cecily", sagte er in ruhigem, gedämpftem Tone, „Du mußt sie nun Mary nennen — zur Erinnerung an ihre Mutter."

„Ja", entgegnete Cecily, „es ist dies unser eigener Wunsch. Setze Dich, Georg. Mein Gatte ist auf einen Augenblick ausgegangen, wird aber jedenfalls bald wieder da sein."

„Ich kann nicht länger warten. Vielleicht begegne ich ihm. Wo nicht, so kann er ja auf den Bahnhof kommen. Willst Du ihm vielleicht sagen —"

Er unterbrach sich, denn er hörte, daß Meta wieder in Weinen ausbrach. Georg hatte, während er mit Cecily sprach, die Hand der Kleinen losgelassen und sie hatte sich mit dem Kopf auf das Sopha niedergelegt, um zu weinen.

Er hob sie in seinen Armen empor und sie klammerte sich fest an ihn. Es war blos eine Erneuerung des vorigen Auftritts, aber Georg fühlte, daß sie jetzt nicht mit einander allein waren. Er drückte seiner Tochter einen letzten innigen Kuß auf die Wangen, und übergab sie dann seiner Schwester.

„Führe sie hinweg Cecily", sagte er.

Lady Averil führte unter freundlichem Zureden die schluchzende Kleine hinaus und rief ihre Zofe.

„Hier nimm sie, sei aber recht gut mit ihr", flüsterte sie. „Es ist ein trauriger Abschied. Uebrigens, Harriet,

wird die Kleine künftig bei ihrem eigentlichen Namen, nämlich Mary genannt.

Die Zofe entfernte sich mit dem Kinde.

„In einigen Tagen wird sie es überwunden haben, Georg", sagte Lady Averil, als sie wieder ins Zimmer trat.

„Ja, ich weiß es", antwortete er, indem er sein Gesicht von Cecily abwendete. „Nähre die Erinnerung an ihre Mutter, soviel Du kannst, Cecily. Ich wünsche, daß sie Mary in jeder Beziehung ähnlich werde."

„Wenn Du nur noch wenigstens eine Stunde bei uns bleiben könntest!"

„Das kann ich nicht, und es ist übrigens auch am besten, wenn ich gehe. Was die Zukunft bringen wird, weiß ich natürlich nicht", sagte er. „Ob ich wieder nach Hause kommen oder in Indien sterben werde, ob mein Kind, wenn es älter ist, mir in dieses ferne Land folgen wird, alles dies ist Sache vollständiger Ungewißheit."

„Den letztern Gedanken, den Du da erwähnst, würde ich an Deiner Stelle aufgeben, Georg", sagte Cecily. „Hier ist, wie mir scheint, Deine Tochter jedenfalls besser aufgehoben."

„Ja, das läßt sich allerdings nicht bezweifeln, aber die Trennung ist eine grausame. Doch lassen wir die Zukunft auf sich beruhen. Gott segne Dich, Cecily, ich danke Dir tausendmal für Deine Güte und Freundlichkeit."

Die Thränen rollten ihr die Wangen herab, als er sich bückte, um sie zu küssen.

„Georg", flüsterte sie schüchtern, „darf ich noch eine Frage an Dich richten?"

„Warum nicht? Thue es nur."

„Hast Du die Absicht, gehst Du mit dem Gedanken um, Mary durch Charlotte Pain zu ersetzen und diese zu Deinem Weibe zu machen?"

„Ich sollte Mary durch Charlotte Pain ersetzen wollen?" wiederholte er mit dunkel erglühenden Wangen. „Der Himmel verzeihe Dir, daß Du so etwas denken kannst."

Die Frage, welche Cecily an ihren Bruder gethan, dämpfte die Gemüthsbewegung desselben auf wirksamere Weise, als es durch irgend etwas Anderes hätte geschehen können. Dennoch aber war die stolz entrüstete Art, auf welche er Cecily geantwortet, eine unangemessene und er fühlte dies auch.

„Vergib mir, liebe Schwester", sagte er. „Deine Frage klang aber gar so sehr wie eine Beleidigung der theuren Geschiedenen. Sei unbesorgt! Charlotte Pain wird Mary niemals ersetzen."

Als Georg das Haus verließ, begegnete er Lord Averil in der Vorhalle. Letzterer wollte ihn sofort beim Arm nehmen, um ihm eine Strecke das Geleit zu geben, aber Georg wollte dies nicht annehmen.

„Nein, heute Abend nicht. Lassen Sie mich allein gehen", sagte er. „Das Herz ist mir zu voll. Gute Nacht. Leben Sie wohl", setzte er mit heiserer Stimme hinzu. „Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen noch ein paar Worte der Dankbarkeit für die Vergangenheit wie für die Gegenwart zu sagen, aber ich kann nicht. Wenn ich es erlebe —"

„Sagen Sie nicht wenn, Georg. Reisen Sie guten Muthes und nehmen Sie meine besten Wünsche mit auf

den Weg. Ein neues Land und ein neues Leben eröffnet sich Ihnen. Sie können durch Ihre Zukunft die Gegenwart noch vergessen machen."

Die Hände der beiden jungen Männer ruhten lange in einander und dann wendete Georg sich für immer ab von Ashlydyat, von Ashlydyat, welches sein Eigenthum hätte sein können.

Nun war noch Margery übrig, welcher er ebenfalls zum Abschied noch Einiges zu sagen und aufzutragen hatte. Die Wohnung sollte den nächsten Tag von einem neuen Miether bezogen werden und Margery dann ihren fernern Aufenthalt in Ashlydyat nehmen, wofür sie sich endlich entschieden hatte.

Sie konnte sich nicht von ihrem Liebling, ihrem verwaisten Liebling trennen. Meta wäre nach Margery's Meinung, wenn auch sie fortginge, dreifach verwaist gewesen, und es stand mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß es in Zukunft in der ganzen Grafschaft kein verwöhnteres Kind geben würde als Miß Mary Godolphin.

Vierzehntes Kapitel.

Hat Dich, lieber Leser, das Geschick jemals an Bord eines Ostindienfahrers geführt, welcher im Begriff steht, unter Segel zu gehen? Wenn dies der Fall ist, dann hast Du sicherlich an die auf einem solchen Fahrzeuge herrschende Verwirrung eine Erinnerung bewahrt, die mehr lebendig als angenehm ist.

Passagiere kommen noch im letzten Augenblick und toben und schimpfen wegen ihres noch fehlenden Gepäcks oder über die jetzt erst entdeckte Unbequemlichkeit ihrer Kojen; Taue und Seile knarren und schlenkern, Matrosen schreien, Offiziere commandiren, Kisten und Koffer werden aus den Booten aufs Deck heraufgeschleudert, um sofort wieder in den Raum hinunterzupoltern! Es ist, als wäre die Hölle losgelassen.

Es war an einem hellen kalten Tage zu Anfang des Monats Januar, wo auf einem Gravesend gegenüber vor Anker liegenden schönen Schiff eine solche Scene stattfand.

Es war ein heller sonniger Tag, der, wenn man auf den in dieser Hinsicht allgemein verbreiteten Glauben etwas geben darf, eine glückliche Reise versprach.

Ein einziger Passagier stand abseits von dem allgemeinen Wirrwarr. Er befand sich seit länger als einer halben Stunde an Bord, er hatte nach seiner Kajüte, seiner Koje und seinem Gepäck gesehen und stand jetzt allein und sah dem Wirrwarr zu.

Andere Passagiere waren in Gruppen und von zahlreichen Freunden umringt an Bord gekommen — er kam allein. Es war ein langer Mann von distinguirtem Aeußern in tiefster Trauerkleidung mit einem grauen Plaid auf der Schulter.

Der Strand schien gleichsam eifersüchtig zu sein, daß das Schiff die ganze Verwirrung für sich allein hätte, und suchte deshalb sich deren auf eigene Faust zu schaffen.

Unter die Karren und Wagen, unter die Kisten und Ballen, welche am Strande lagen, aber hoffentlich nicht alle für dieses Schiff bestimmt waren, denn dann wäre dasselbe heute nimmermehr segelfertig geworden, mitten unter die zahlreichen Massen lebendiger Wesen, Müßiggänger und Arbeiter, welche hier versammelt zu sein pflegen, kam plötzlich etwas hineingerasselt und schleuderte alles, was sich schleudern ließ, links und rechts.

Es war eine außerordentlich feine und flotte Equipage mit roth und grün angestrichenen Rädern, feurigen Pferden und ein paar wilden Hunden, die sie bellend umsprangen.

Die erschrockenen Zuschauer waren erstaunt, zu sehen, daß eine Dame diese Pferde lenkte, und glaubten anfangs von der ihnen gerade in die Augen scheinenden Sonne geblendet zu werden.

Die Rosse bäumten, schnauften und stampften und

sahen, weit entfernt, von den zehn oder zwölf Meilen, die sie bereits zurückgelegt, ermüdet zu sein, aus, als ob sie begierig wären, diese Strecke von neuem zu durchlaufen.

Die Dame lenkte ihr Gespann auf die bewunderungswürdigste Weise. Es war eine sehr schöne Dame, elegant und flott wie ihre Equipage, mit großen dreisten kohlschwarzen Augen und einer scharlachrothen Feder auf dem Hute, die wenigstens ihre sechsunddreißig Zoll lang war.

Ein schlanker blonder kleiner Herr saß neben ihr und ein Groom lehnte mit verschränkten Armen stolz im Hintersitz.

Die Dame auf ihrem hohen Polstersitz ragte eine gute Elle über beide empor — der kleine Herr war eigentlich so gut wie verdunkelt — hielt die Zügel in ihren weißbeschuhten Händen und spielte mit der Peitsche in dem Bewußtsein, daß sie diese schäumenden Rosse zu bändigen verstand.

Plötzlich und unvermuthet hielt sie dieselben mit so gewaltigem Ruck an, daß sie sich auf die Hanken niedersetzten.

„Da liegt das Schiff mitten im Strom! Kannst Du den Namen lesen, Dolf? Der Indus. Wie dumm von den Leuten, uns zu sagen, es läge weiter unten.“

Ohne weitere Beihülfe abzuwarten, sprang sie von dem Wagen herab, übergab die Zügel dem Groom und lenkte ihre Schritte nach der Landungsbrücke, während sie herablassend den Arm des sie begleitenden Herrn annahm und die Hunde durch einen Zuruf bedeutete, zurückzubleiben.

Der Leser hat diese Dame und diesen Herrn längst

erkannt und weiß, daß wir es mit Mr. und Mistreß Cain zu thun haben.

Charlottens Gatte war, wie man sich erinnern wird, stets von zurückhaltenden Manieren gewesen und war dies jetzt in noch höherem Grade als sonst. Charlotte miethete ein Boot, sie stiegen hinein und wurden nach dem Schiff gerudert.

Auf dem Deck angelangt, halfen sie nur die allgemeine Verwirrung vermehren, nach einer Weile aber faßte Charlotte einen schönen jungen Mann mit einer goldbetreßten Mütze, welcher mit lauter Stimme allerhand Befehle ertheilte, am Arme und fragte:

„Können Sie mir sagen, ob Mr. Georg Godolphin schon an Bord ist?“

„Mr. Godolphin?“ wiederholte der junge Offizier, mitten in einigen Anordnungen innehaltend und während er halb verblüfft in den allgemeinen Wirrwarr hineinschaute.

„Es ist ein Passagier erster Klasse und geht nach Calcutta“, setzte Charlotte erläuternd hinzu.

„Ich werde mich erkundigen. Thymms“, fuhr er, einen der Midshipmen heranwinkend, fort, „fragen Sie einmal den Steward, ob ein Herr Namens Georg Godolphin an Bord ist.“

Diese Nachfrage erwies sich jedoch als überflüssig. Charlottens scharf umherblickende Augen bemerkten plötzlich Georg, den einsamen Passagier in Trauerkleidung, welchen wir fern von dem bunten Getümmel stehen sahen. Sie stieg sofort mit ihrem Gatten über alle im Wege liegenden Hindernisse hinweg, um sich Georg zu nähern.

[illegible]n, [illegible] sah sie nicht kommen. Er lehnte sich über die [illegible]reil[illegible]d auf der Seite, welche der dem Strand zunä[illegible]befindlichen entgegengesetzt war, und Charlotte schlug ihn mit ihrem langen Fahrhandschuh nachdrücklich auf den Arm.

„Nun, Mr. Godolphin, was ist denn das für ein Benehmen?“ rief sie.

Er drehte sich schnell herum, erröthete überrascht, als er die Beiden vor sich stehen sah, und reichte ihnen dann die Hand.

„Ich frage, was das für ein Benehmen von Ihnen ist, Mr. Georg“, hob Charlotte wieder an. „Sie stehen im Begriff, England zu verlassen, und wollen uns nicht einmal Lebewohl sagen!“

„Ich begegnete Mr. Pain vor einigen Tagen“, sagte Georg, „und er —“

„Sie begegneten Mr. Pain?“ unterbrach ihn Charlotte. „Ist das wohl eine Entschuldigung! Mr. Pain ist nicht ich. So viel Zeit hätten Sie schon noch gehabt, um ein letztes Mal bei uns speisen zu können. Ich habe große Lust, mich zum Abschied noch einmal tüchtig mit Ihnen zu zanken, Georg Godolphin.“

Ein Lächeln umspielte Georg's Lippen.

„Ich glaubte Sie noch einmal bei den Verralls zu treffen, Mistreß Pain“, sagte er dann. „Ich war gestern eine halbe Stunde dort. Ich trug Mistreß Verrall auf —“

„Ach, dummes Zeug!“ unterbrach ihn Charlotte abermals. „Sie haben gewußt, daß wir jetzt ein Haus auf Shooter's Hill bezogen haben, und konnten daher nicht voraussetzen, daß wir noch bei den Verralls wohnten.

Daß wir Sie heute morgen hier treffen, ist ein großer Zufall. Wir waren gestern Nachmittag lange in der Stadt in einem Möbelmagazin, und als wir den Strand hinabfuhren, sahen wir plötzlich Ihren Schwager Isaak Hastings. Ich machte sogleich Halt, um zu fragen, was aus Ihnen geworden sei und ob Sie überhaupt noch lebten. Er theilte uns mit, daß Sie heute von Gravesend abgehen würden, und ich sagte Dolf, daß ich hierher fahren würde. Es ist aber wirklich sehr unartig von Ihnen, Mr. Georg."

„Sie können sich leicht denken, daß ich mich seit meiner letzten Rückkehr von Priors Ash nicht sonderlich aufgelegt gefühlt habe, Besuche zu machen", sagte Georg in ernstem, gedämpftem Tone und warf unwillkürlich einen Blick auf seine schwarze Kleidung. „Ich beabsichtigte durchaus nicht, mich einer Unhöflichkeit gegen Sie schuldig zu machen, Mistreß Pain, aber erstens wußte ich ja nicht, wo Sie anzutreffen wären."

„Und erkundigen konnten Sie sich nicht!" entgegnete Charlotte. „Dolf hätte Ihnen ja, als Sie vor einigen Tagen mit ihm sprachen, gleich unsere Adresse geben können, wenn Sie dieselbe verlangt hätten. Er selbst hat natürlich in seiner Einfalt nicht daran gedacht."

Georg sah Dolf, den seine Gattin so vollständig zu ignoriren schien, mit freundlichem Lächeln an, als ob er Charlottens Rauheit wieder gutmachen wollte.

„Wir sprachen ja kaum eine Minute mit einander, Mr. Pain, nicht wahr? Ich hatte sehr eilig und mit Ihnen schien dies auch der Fall zu sein."

„Bemühen Sie sich doch weiter nicht, Mr. Georg",

entgegnete Dolf in so mürrischem Tone, als er es zu thun wagte. „Sie wissen es ja! Charlotte macht gern viel Lärm um nichts. Natürlich konnte man von Ihnen nicht erwarten, daß Sie zu einer solchen Zeit Besuche machten, und nur Charlotte ist eines solchen Mangels an Einsicht fähig. Uebrigens freue ich mich, daß ich Sie hier sehe, und wünsche Ihnen eine glückliche, angenehme Reise. Ich machte Charlotte erst noch heute morgen vorstellig, daß es sich für uns kaum schicken würde, Ihnen auf diese Weise lästig zu fallen. Was ich aber sage, gilt einmal bei ihr nichts."

„Du hättest ja nicht mitzukommen gebraucht", entgegnete Charlotte schnippisch.

„Dann hättest Du mir über meinen Mangel an Höflichkeit gerade solche Vorwürfe gemacht, wie Du vorhin Mr. Georg machtest. Dir etwas recht zu machen, ist eine große Kunst, Charlotte."

Georg hob, mehr um das Schweigen zu brechen als aus irgend einem andern Beweggrunde, wieder an:

„Haben Sie sich denn für die Dauer in Shooter's Hill niedergelassen?"

„Auf die Dauer!" rief Charlotte. „Auf die Dauer sollten wir uns in Shooter's Hill niedergelassen haben! Man hat ja von dort gute zehn Meilen bis zum nächsten Theater oder irgend einem andern Vergnügungsort! Nein, dafür danke ich. Ein Freund von Verrall hatte dieses Haus auf einige Wochen zu vermiethen, und Dolf war so dumm, es zu nehmen —"

„Du gabst ja aber Deine Zustimmung, Charlotte", unterbrach sie der arme Dolf.

„Weil ich mir die Entfernung von der Stadt nicht genau überlegt oder berechnet hatte. Ich sollte mich auf die Dauer in Shooter's Hill niederlassen! Eher wäre ich im Stande, es zu machen wie Sie, Mr. Georg, und mich lebendig in Calcutta zu begraben. Wir haben bereits ein allerliebstes Haus in Belgravia gemiethet und werden dort eine Reihe von Tischgesellschaften geben, wöchentlich eine, solange die Saison dauert. Vor Februar aber werden wir das Haus schwerlich beziehen können; das Auswählen der Möbel nimmt viel Zeit weg."

„Tischgesellschaften sind mir verhaßt", sagte Dolf mürrisch.

„Nun, Du brauchst Dich ja bei denselben nicht zu zeigen", entgegnete Charlotte. „Dein Platz bei Tische ist allenfalls auszufüllen. Was ist denn das für ein plötzliches Geräusch und Gescharre?"

„Man beginnt den Anker zu lichten", entgegnete Georg. „Wir werden nun bald unter Segel gehen."

„Wie ich höre, gehen in Ashlydyat große Veränderungen vor", bemerkte Charlotte.

„Blos an der Stelle, welche man die dunkle Ebene nennt. Der steinerne Bogen ist abgetragen und man wird dafür ein Sommerhaus dort bauen. Es wird ziemlich groß werden, denn wie ich höre, soll es drei oder vier Zimmer enthalten. Man wird von dort aus eine schöne Aussicht haben."

„Und was wird denn mit den häßlichen Ginsterbüschen?"

„Diese werden ausgerottet und der Platz zu einem Lustgarten umgewandelt."

„Mylady Godolphin führt wohl in der Folly wieder ein großes Haus?“

„Dies gerade nicht, wenigstens jetzt nicht“, antwortete Georg ruhig.

„Miß Janet Godolphin ist nach Schottland, wie ich höre?“

„Ja. Bessy bleibt bei Lady Godolphin.“

„Und die vorlaute Margery?“

„Diese bleibt bei Mary in Ashlydyat.“

Charlotte machte große Augen, wie sie zu thun pflegte, wenn sie verblüfft oder überrascht war. „Mary? Wer ist Mary?“

„Mein Kind. Wir nennen es jetzt bei seinem eigentlichen Namen.“

„Ah, ganz recht; ich hätte diese beinahe ganz vergessen“, entgegnete Charlotte in dem alten gutmüthigen Ton, denn bis jetzt war während dieser Unterredung ihr Ton ein etwas gereizter gewesen. „Ich möchte, wenn wir unser Haus bezogen haben, die Kleine einmal auf einige Wochen bei mir sehen und durch die Wunder von London in Erstaunen setzen. Lady Averil wird wohl nichts dagegen einzuwenden haben.“

Eine stolze Röthe färbte Georg's Wange.

„Sie sind sehr gütig, Mistreß Pain, aber ich fürchte, Lady Averil würde ihre Zustimmung nicht geben. Auch ist es mein eigener Wunsch, daß meine Tochter nirgends weiter Besuche macht als bei ihren nächsten Verwandten.“

„Wie Ihnen beliebt“, sagte Charlotte, und ihre Miene verrieth, daß sie sich verletzt fühlte. „Dolf, ich glaube,

wir werden uns wieder aufmachen müssen. Ich meinte es gut mit der Kleinen."

„Und ich danke Ihnen auch herzlich dafür", rief Georg mit Wärme, „ich danke Ihnen herzlich für alle Güte, die Sie meinem Kinde und mir erwiesen haben. Nehmen Sie sich in Acht."

Georg trat einen Schritt vor, um zu verhindern, daß sie von einem großen Tau, welches vorübergetragen ward, auf vielleicht unangenehme Weise berührt würde.

Charlotte begann zu glauben, es sei nun wirklich Zeit, sich zu entfernen, wenn sie nicht mit dem Schiff wenigstens eine Strecke die Themse hinabfahren wollte.

„Wann werden Sie wiederkommen, Mr. Georg?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. Er wußte dies ebenso wenig als sie. Ein dichter Schleier deckte die Zukunft.

„Nun, mögen Sie wiederkommen, wann Sie wollen, so vergessen Sie nicht, uns aufzusuchen", entgegnete Charlotte.

„Ganz gewiß werde ich es nicht vergessen."

„Wissen Sie", rief Charlotte, „daß Ihr Benehmen jetzt ein ganz anderes ist als sonst, Georg Godolphin? Sie sind jetzt so kalt und förmlich wie ein Eisblock. Hab' ich nicht Recht, Dolf?"

„Wenn Mr. Georg Godolphin wirklich so ist, wie Du sagst, so bist Du selbst daran schuld", lautete Dolf's eben nicht schmeichelhafte Antwort. „Du mußt unserm Freunde nicht mit einer solchen Masse persönlicher Fragen zusetzen, Charlotte. Ich sehe in Mr. Georg's Benehmen keinen Unterschied, und übrigens dürfen wir nicht vergessen, daß

er mit so mancherlei Anfechtungen zu kämpfen gehabt hat."

„Werden wir einmal brieflich von Ihnen hören?" fuhr Charlotte fort, indem sie Dolf mit ihrem Ellbogen zurückstieß und sein Gesicht durch ihre wallende scharlachrothe Feder völlig in den Schatten stellte.

„Ohne Zweifel, Mistreß Pain, werden Sie auf einem oder dem andern Wege von mir hören, obschon ich mit England — ausgenommen vielleicht nach Ashlydyat — keine sehr umfangreiche Correspondenz zu führen gedenke."

„Nun, so leben Sie wohl, Georg", sagte sie, indem sie ihm ihre beiden Hände darbot. „Sie scheinen heute Morgen nicht auf der besten Laune zu sein, aber ich verzeihe es Ihnen. Es ist keine Kleinigkeit, das Vaterland auf immer oder doch wenigstens auf lange Zeit verlassen zu sollen. Ich wünsche Ihnen aus aufrichtigem Herzen alles erdenkliche Glück."

„Ich danke Ihnen", sagte er, indem er ihre Hände ergriff und drückte, „ich danke Ihnen tausendmal. Mr. Pain, leben Sie wohl."

Mr. Pain reichte Georg die Hand auf weniger stürmische Weise als seine Gattin, sein Abschiedsgruß war aber, wenn auch ruhig, doch nicht weniger aufrichtig.

Georg geleitete sie bis an die Fallreepstreppe und sah ihnen nach, während sie in dem kleinen Boot ans Ufer gerudert wurden.

Hier stiegen sie wieder in ihren Wagen, welcher allem Anscheine nach, seitdem sie ihn verlassen, im Verein mit den Pferden und den Hunden einen ununterbrochenen Tanz aufgeführt hatte.

Sobald Charlotte auf ihrem hohen Sitz Platz genommen, hieb sie auf die Pferde ein, die Hunde bellten, die rothe Feder wehte und flatterte, und fort ging die wilde Jagd.

Was Charlotte beginnen wird, wenn diese Federn einmal aus der Mode kommen, läßt sich nicht wohl sagen, gewiß aber ist, daß Charlotte ohne eine solche kaum das Haus verlassen könnte.

Endlich war der Anker gelichtet, das Bugsirschiff angehängt und das gute Schiff Indus schwamm, von dem Lootsen geführt, majestätisch den immer breiter werdenden Strom hinab. Die Passagiere marterten sich noch, die Matrosen eilten noch fortwährend hin und her, der Steward war an zehn Orten zu gleicher Zeit, Georg Godolphin aber blieb, in seinen grauen Plaid gehüllt, ruhig und still auf seinem Platze stehen und schaute über den Spiegel des Schiffes hinaus.

Was dachte er wohl bei sich, als sein Heimatland vor seinen Augen immer weiter zurückzuweichen begann? Betrauerte er es? Betrauerte er die Stellung, die er verloren, den Ruin, den er herbeigeführt, den Tod seines Weibes? Betrauerte er mit einem Worte die unwiederbringliche Vergangenheit mit allen ihren Fehlgriffen und Verirrungen? Dachte er, daß er, wenn er sie noch einmal durchleben könnte, dann anders handeln würde? Vielleicht.

Einmal hob er den Hut und strich sich das goldene Haar weiter von der Stirn zurück aus dem Gesicht, welches jetzt nicht weniger schön war als früher, natürlich abgesehen von dem Ausdruck, denn in diesem lag jetzt unverkennbar ein wehmüthiger Ernst, der früher in den

Zügen des lebenslustigen Georg Godolphin nicht wahrzunehmen war.


Und als mehrere Stunden später die übrigen Kajütenpassagiere zur Mahlzeit gerufen wurden, folgte er diesem Rufe nicht, sondern blieb auf seinem Platze stehen und schaute weit hinaus in die dunkle Nacht und empor zu den Sternen, welche an dem tiefblauen Baldachin des Himmels nach und nach zum Vorschein kamen.

Möge er glücklich landen am Strande von Calcutta! Möge er auch wohlbehalten und sicher an der andern Küste landen, die unser aller harrt!

Mr. und Mistreß Pain geben ihre Tischgesellschaften in Belgravia mit großem Erfolg.

Ende.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.



Zügen des lebenslustigen Georg Godolphin nicht wahrzunehmen war.

Und als mehrere Stunden später die übrigen Kajütenpassagiere zur Mahlzeit gerufen wurden, folgte er diesem Rufe nicht, sondern blieb auf seinem Platze stehen und schaute weit hinaus in die dunkle Nacht und empor zu den Sternen, welche an dem tiefblauen Baldachin des Himmels nach und nach zum Vorschein kamen.

Möge er glücklich landen am Strande von Calcutta! Möge er auch wohlbehalten und sicher an der andern Küste landen, die unser aller harrt!

Mr. und Mistreß Pain geben ihre Tischgesellschaften in Belgravia mit großem Erfolg.

Ende.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Wood, Henry

Der Schatten von Ashlydyat Roman

Bd.: 6. Band

Leipzig 1864